

Das Erbe der Klassiker blitzt immer wieder in aktuellen Forschungsarbeiten auf, aber die Positionen der aufgeführten Autoren und Schulen nehmen keine dominierende Stellung innerhalb der Stadtsoziologie ein. Vielfalt und Kontroversität haben bis heute verhindert, dass sich bestimmte theoretische Ansätze als – zumindest langfristig – dominierend durchgesetzt haben. Dennoch lassen sich bestimmte Gemeinsamkeiten von verschiedenen Ansätzen ausfindig machen, bei denen sich wechselseitige Bezüge und eine ähnliche Ebene der theoretischen Referenz erkennen lassen. Im Folgenden werden einige ausgewählte Ansätze diskutiert, die für sich einen eigenen Diskurs entwickeln konnten und zugleich an die übergeordneten Debatten der Sozialwissenschaften Anschluss fanden. Ähnlich der Inanspruchnahme der Urheberschaft und des wissenschaftlichen Anschlusses an übergeordnete Diskurse bereitet der Stadtsoziologie die *Definition* ihres Forschungsinteresses eine eigentümliche Schwierigkeit. Zwischen verschiedenen Abgrenzungen des Gegenstandes lavierend, wird das Forschungsfeld entweder als zu eingengt oder als zu allgemein erfahren. Die Themendefinition ist deshalb eine wesentliche Kategorie der Auseinandersetzung um die Entwicklung der Stadtsoziologie geworden. Dabei entwickelt sich diese nicht nur mit Bezug auf einen eigenen Kanon, sondern auch hinsichtlich der Grundlagen der Soziologie und ihren Grundkategorien wissenschaftlicher Konzeptionen insgesamt.

DIE STADT IN DER MODERNE

Eng verbunden mit der Definition des Stadtraumes ist die Analyse der Moderne. Dabei wird insbesondere deutlich, dass die Industrialisierung im 18. Jahrhundert eine bedeutende Veränderung der städtischen Entwicklung dargestellt hat. Mit ihr sind Manchester und die Städte des Ruhrgebiets entstanden. Der Prozess der Moderne benötigte eine Verdichtung funktionaler Systeme an neuen Orten. Diese Städte zeigen, in welcher Weise die Moderne eine neue Form der gesellschaftlichen Verräumlichung

sozialer Interaktionen hervorgebracht hat. Städte stellen in der Moderne Gebilde dar, die auf verschiedenen Ebenen eine Kommunikation zwischen einzelnen Elementen der städtischen Gesellschaft verbindet.

Inklusion

Der Vernetzungsprozess spiegelt den hohen Grad der gesellschaftlichen Integration. Der moderne Stadtbewohner empfindet eine Einbindung in unterschiedliche soziale Einheiten. Niklas Luhmann (1994) bezeichnet dies als »Inklusion«. Damit wird nicht eine totalitäre Integration des Menschen in das Soziale formuliert, sondern kommunikative Berücksichtigung. Dies geschieht in der Regel nur zeitlich begrenzt und symbolisch. Die »Systemtheorie« Luhmanns hat sich in einer Weise mit der Kategorie »Raum« beschäftigt, die im Grunde einen Bezug des Inklusionsbegriffes auf einen Ort mit physischer Qualität nahezu ausschließt. Raum wird ausschließlich als eine kommunikative und soziale Komponente verstanden, die als Medium die Struktur der Wahrnehmung vorgibt (vgl. Stichweh 2000: 184ff.). In neueren Arbeiten bemüht sich Armin Nassehi (2002) hingegen, mit Bezug auf Simmels Begriff der »Wechselwirkungen« die Stadt als eine besondere Form der Verdichtung von Inklusionsangeboten zu definieren, die sowohl als Möglichkeit wie auch als sozialer Zwang zur Integration in die moderne Gesellschaft dienen. Mit der Inklusion ist die *Sozial- und Sachintegration* verbunden. In der modernen Gesellschaft werden mittels Inklusionsmechanismen Mentalitäten produziert, welche die Integration von sozialen und psychischen Systemen ermöglichen. Nassehi betrachtet Städte als den Ort, an dem eine »ökologische Bedingung« (ebd.: 223) dazu gegeben ist. Die Moderne verändere den Integrationsmodus der Gesellschaft, indem die multifunktionalen Institutionen mit ihrer großen Inklusionskraft zugunsten von multi-inklusionen Städten weichen. Der Modernisierungsprozess stellt ein historisches Ergebnis des Urbanisierungsschubs durch die Industrialisierung dar. In den modernen Großstädten werden dem Einzelnen zunächst starke Zwänge aufgebürdet, die sich physisch wie psy-

chisch im Raum der Stadt verdichten. Die Stadt kommuniziert in diesem Sinne zwischen der körperlichen Inklusion und der psychischen, die durch die hohe urbane Komplexität hergestellt wird. Der Mechanismus der Körper-Stadt-Integration werde durch das urbane »Chaos« gewährleistet, weil in ihr eine lockere Anbindung der verschiedenen Inklusionsangebote durch eine hohe Kommunikationsfrequenz herrsche.

Für die modernen Gesellschaften war die Anwesenheit der Körper im städtischen Kontext eine wesentliche Bedingung für die Ausbildung der Industrie- und Arbeitsstädte. Erklärbar wird dies durch eine Zeitanalyse der Kommunikationsvorgänge im verdichten Raum »Stadt«. Dabei stellt sich deren Funktionieren als erfolgreich dar, weil die Inklusionsmechanismen in einer Zeitgleichheit platziert werden, die politische, ökonomische, rechtliche, wissenschaftliche, künstlerische und erzieherische Kommunikationsformen stark aufeinander beziehen. Städte selbst haben keine Systemebene und lassen sich nicht als eine eigene Kommunikationsgestalt verstehen. Was sie aber ausmacht, sind die intensiven Bezüge zwischen verschiedenen Systemen innerhalb der Stadt. Die Kumulierung der Kommunikation beruht auf einer Synchronisierung der verschiedenen Zeitabläufe der einzelnen Systeme. Beispielsweise lassen sich durch eine gleiche Schematisierung die internen Abläufe auf die Bedürfnisse anderer Teile der städtischen Gesellschaft beziehen. Nassehi bezeichnet die Stadt in diesem Zusammenhang als eine »Synchronisationsmaschine«, wobei die Metapher der Maschine durch den Verweis auf die Bedeutung der einheitlichen Uhrzeit für die Organisation der industriellen Stadt anschaulich wird. Die Stadt konstituiert sich in dieser Weise als ein Medium des Raumes für die soziale Operation anhand gleichlaufender Zeitrhythmen des städtischen Lebens, deren physische Komponenten lediglich die Dichte und Begrenzung sind. Lokalität wird deshalb als ausschließlich gesellschaftlich organisiert definierbar.

Gegen die Systemtheorie bestehen seit jeher bestimmte Vorbehalte, die auch in der Anwendung auf die Definition des Städtischen durch deren Integrationsmechanismen diskutiert werden. Mit der Fokussierung auf die Besonderheiten der modernen Großstadt (Industrie, Arbeit) ergibt sich noch keine empirisch ge-

leitete Untermauerung der systemtheoretischen Analyse der Entwicklungen, die ihr Zustandekommen erklären könnten. In diesem Sinne vermeidet der systemtheoretische Ansatz, die Interpretation der modernen Urbanisierungen nach ursächlichen Faktoren zu untersuchen. Zudem stellt sich die Frage, ob nicht bestimmte urbane Systeme einen dominanten Einfluss auf andere ausüben, und es insofern berechtigt wäre, anhand von Analysen von Hierarchien und Macht eine strukturierte Gliederung von Systemen zu beschreiben. In einer solchen Ansiedlung der unterschiedlichen Systeme käme man nicht umhin, dem Ordnungsschema als solches eine bestimmte Dynamik zuzusprechen.

Städtische Integrationsleistungen werden nur dann konsequenterweise realisiert, wenn neben der *Integrationsfunktion* der Stadt auch eine *Differenzierungsdimension* inkorporiert wird. Diese Anforderung ergibt sich insbesondere im Hinblick auf das Problem der *sozialen Ungleichheit*, das sich in der modernen Großstadt durch die Industrialisierung und Proletarisierung vorzugsweise zeigt. Luhmann hat mit der Begrifflichkeit »Exklusion« betonen wollen, dass die Inklusionsmechanismen im Grunde nur für jene gültig seien, die eben nicht davon ausgeschlossen sind. Nassehi (1999) unterstreicht, dass soziale Ungleichheiten zwangsläufig zur Stadt gehören, weil sie vertikale Differenzierungen darstellten, die nicht mit Systemdifferenzierungen zu verwechseln seien. Das heißt, dass die funktionale Ausdifferenzierung der verschiedenen Systeme, etwa der Ökonomie oder des Rechtswesens, nicht in einem Zusammenhang mit den sozialen Ungleichheiten theoretisiert werden kann. Soziale Ungleichheiten lassen sich deshalb nicht beseitigen. Sie sind vielmehr kommunikativ verhandelbar und Thema der Kommunikation zwischen den Systemen der Stadt. In der modernen Großstadt war es gelungen, diese Kommunikationsformen zwischen unterschiedlichen Systemen zu organisieren. Dies kommt in der Stadt zustande, weil es eine »Kommunikationsnähe« zwischen den Systemen gibt. Ausdruck dieser Nähe sind stadtplanerische Konzeptionen, die gegen die sozialen Ungleichheiten mit Integrationsvorstellungen von der sozial gemischten Stadt operiert haben. Politik und Ökonomie haben sich in der Stadt oftmals zu kompensatorischen Aushandlungen eingefunden, die mit der Bereitstellung sozialer Infrastruk-

tur gegen die Folgen der städtischen Armut umgesetzt wurden. Diese Chance bietet die moderne Großstadt deswegen, weil es eine Visualisierung der sozialen Ungleichheit gibt, die in prämodernen Raumkonstellationen fehlt. Dennoch muss beachtet werden, dass auch die Sichtbarkeit in einer anderen Qualität vorhanden ist, weshalb die Stadt nicht in ursächlicher Weise über die visuelle Anwesenheit des ›Anderen‹ die sozialen Ungleichheiten auszuhandeln beginnt. Der Sichtbarkeitsfaktor folgt vielmehr aus der Struktur der Moderne und seiner Inklusionsleistungen. Die Unsichtbarkeit der Unterschiede ist deshalb auch der Zwilling der urbanen Ungleichheiten. Wenn alle anders und fremd sind, dann entsteht Differenzblindheit, zumindest für die inkludierten Schichten, die sich die Simmel'sche Blasiertheit leisten können.

Differenzierung

Ein zweiter Diskursstrang zur Verortung der Großstadt in den Prozess der Moderne ergibt sich aus dem Verständnis, dass die Stadt Produkt gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse ist. Für die Stadtsoziologie hat sich mit dem Begriff der Differenzierung ein oft angewandtes und erkenntnisreiches Forschungskonzept entwickelt. Es scheint, dass sich auf die eine oder andere Weise alle klassischen Autoren der Stadtforschung und anschließende Diskurse mit der Definition der Stadt als *Ort der Differenzierung* auseinander gesetzt haben. Bezugspunkt einer metatheoretischen Einbettung der Differenzierungsthematik bildet in der Regel die Gesellschaftsanalyse Émile Durkheims (1858-1917). Für ihn ergibt sich das Wesen der Moderne aus der Dynamik der Differenzierung. Mit ihr analysiert er den Unterschied zwischen einfachen (nicht-modernen) und arbeitsteiligen (modernen) Gesellschaften. Mit diesem Gegensatz arbeitet Durkheim (1999b) das Besondere der modernen Gesellschaft heraus. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Gesellschaftsformen lässt sich anhand der allgemeinen Spezialisierung der Arbeitswelt erkennen. Sie führt dazu, dass sich die Gesellschaft auch in ihrer sozialen Gestalt auseinander entwickelt. In der prämodernen Gesellschaft haben große, einfache Organisationsformen wie die Stämme eine noch

wenig arbeitsteilige Gesellschaft hervorgebracht. Mit der Industrialisierung vervielfältigten sich die Teilungen der Arbeit, wodurch sich Effizienz- und Produktivitätsgewinne erreichen lassen. Mit der Differenzierung der Gesellschaft ergibt sich ein höherer Abstimmungsbedarf zwischen den einzelnen Gliedern des Arbeitsprozesses.

Die Logik der differenzierten Arbeitsteilung gestaltet nach Durkheim den gesamten Gesellschaftsaufbau. Aus diesem Grunde hat sich die Stadtsoziologie zu Recht in die Tradition des Differenzierungsthemas gestellt, wenngleich Durkheim selbst den Bezug zur Stadtentwicklung nicht formuliert hat. In anschaulicher Weise hat die »Chicago School« räumliche Differenzierungsprozesse in einen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Organisation gestellt. Auch Simmels Essay zum Geistesleben in der Großstadt (1995: 116-131) spiegelt die Erkenntnis wider, dass sich in Städten soziale Organisationen bis hin zur Individualisierung ausdifferenzieren. Weber geht in dieser Hinsicht einen Schritt weiter und beschreibt Differenzierungen als Rationalisierungsprozess, der in der Ausgestaltung einzelner Sphären der Gesellschaft zum Tragen kommt.

In der Folge der ersten stadtsoziologischen Übernahmeversuche des Differenzierungsansatzes entstand eine Problematik, die sich vor allem durch eine Grundsatzdebatte in den Sozialwissenschaften ergab. Als Konsequenz intensiver und Jahrzehnte andauernder Auseinandersetzungen war schließlich auch in der Stadtforschung der Begriff der Differenzierung nicht mehr zu verwenden, ohne sich in der Metatheorie über das »richtige« Verständnis der Differenzierung zu positionieren. Es ging um die Frage, ob sich die gesellschaftliche Differenzierung in erster Linie als »funktional« im Sinne der Luhmann'schen Lesart der Systemtheorie verstehen ließe oder ob die soziale Ungleichheit der Motor aller weiteren Differenzierungen sei. Mit der Annahme, dass es eine bereits sich in Klassen und Schichten konstituierende Gesellschaft gebe, entwickle die Moderne alle weiteren Systeme im Kielsog der sozialen Ungleichheiten. Das Primat der funktionalen Teilung der Gesellschaft hingegen hat sich bei Luhmann aus einer inneren Logik der Entwicklung der Gesellschaft ergeben, die dem Prinzip der Spezialisierung und internen Kommunikation

(der Autopoiesis) mit einem eigenen Code folgt. Die Erforschung der sozialen Ungleichheit hat sich weiterentwickelt, indem sie sich anderer Begrifflichkeiten und Theoretisierungen bediente. Die Auseinandersetzung über die beiden grundsätzlichen Definitionsdifferenzen hat sich nicht durch eine integrative theoretische Formel abschließen lassen. Es scheint vielmehr so zu sein, dass sich durch die Weiterentwicklung der ehemaligen Klassentheorien die Diskussion in den Diskurs über die soziale Ungleichheit verlagert hat (Müller 1992). Das wird anhand der Debatte über die Entstrukturalisierungsthese deutlich. Hierbei wurde die Dimension der vertikalen soziale Ungleichheit durch eine horizontale ergänzt. Die Frage, die sich nun stellt, lautet: In welcher Weise sind beide Ebenen aufeinander bezogen und inwiefern besitzen die Aufgliederungen in der horizontalen Ebene eine Eigenständigkeit und koppeln sich von einer Oben-Unten-Strukturierung ab? Untersucht wird, ob sich soziale Strukturen durch Kommunikationsakte ausdifferenzieren, die nicht durch ein Arm/Reich-Schema vorgegeben werden. In dieser Hinsicht war die Fundierung des »Milieu«-Begriffes nicht länger haltbar (Vester 2002). Über das Milieu wurde die Kommunikation der einzelnen Menschen räumlich wie sozial verdichtet. Nach der traditionellen Ungleichheitstheorie haben das bürgerliche und das proletarische Milieu die Integrationsfähigkeit der modernen Großstadt gewährleistet. Diese Makromilieus können durch Prozesse wie der »Individualisierung« nicht mehr in gleicher Weise integrativ wirken. Aus diesem Grunde findet eine Ausdifferenzierung der Milieus statt, wodurch sich neue soziale Konfigurationen (Submilieus, Alternativ-Szene etc.) ergeben. Im Vordergrund des Interesses standen dabei die so genannten »Neuen Sozialen Bewegungen« (Ökologie, Frauen, Frieden etc.) und ihre Verwurzelung in den neuen sozialen Milieus. In der Ausdifferenzierung der Milieus stehen sich Modernisierungsgewinner und -verlierer gegenüber. Der Klassenlage wie der horizontalen Ausdifferenzierung bleiben Grenzen auferlegt. Trotz Virtualisierungsbestrebungen gibt es eine Raumgebundenheit sozialer Milieus. Schon in den alten, »kontaktdichten« Milieus bestand eine Virtualität mit symbolischen Ordnungen. Ulf Matthiesen (1998: 69ff.) betrachtet Milieus als »Meso-Räume«, in denen sich die mikrosozialen *face to*

face-Kontakte in der Reflexion makrostruktureller Vorgaben neu generieren können. Die »neuen« Milieus organisieren sich relational, nicht entropisch und im strukturellen Sinne doppelt funktional, als kultureller Codierungsprozess und als Aushandlungs-ort von Kompetenzen und Interessen. Das Milieu stellt eine »reflexive Gemeinschaft« dar, die den Einzelnen wieder an die Gesellschaft rückkoppelt.

DIE GRENZEN DES URBANEN

»Integration« und »Differenzierung« können als die beiden grundlegenden Konstituenten der modernen Stadt verstanden werden. »Urbanität« ist dann die Bilanz zwischen beiden gegensätzlichen Entwicklungsmustern. Eine zentrale Bedeutung in der Stadtsoziologie hat daher die Frage erhalten, ab welchem Grad der Ausdifferenzierung die Bilanz zwischen Integration und Separation bedroht ist. Ab welchem Differenzierungsgrad ist die Stadt in ihrer Kommunikationsfähigkeit und ihrem sozialem Ausgleich bedroht?

Segregation

In der Stadtsoziologie hat man sich bemüht, gesellschaftliche Differenzierungen immer auf dem Hintergrund der räumlichen Gestaltung der Stadt zu thematisieren. Mit dem Begriff der »Segregation« werden Diskussionen um dieses Thema mit verschiedenen Akzenten betrieben. Dies hat damit zu tun, dass die *Segregationsforschung* zunächst als Untersuchung der residenziellen Segregation von der Geografie betrieben wurde (vgl. Massey/Denton 1988). Inzwischen aber hat sich das Feld der Segregationsanalysen erweitert. In zunehmendem Maße werden neben der klassischen Erforschung der Wohnungssegregation weitere Gebiete der Geografie sozialer Heterogenität einbezogen. Angeleitet wurde die »Chicago School« mit ihrer Erkundung der Wohngebiete durch das Durkheim'sche Argument, dass soziale Beziehungen unausweichlich mit räumlichen Verhältnissen korrelieren. In die-

ser Weise haben Park und seine Kollegen den Eckstein in die Segregationsforschung eingebaut, in dem sie schlichtweg der Frage nachgingen, wer wo und warum dort und nicht woanders wohnt. In der Folgezeit hat sich ein sehr elaboriertes Forschungsprogramm ergeben, bei dem Segregation mit Hilfe statistischer Methoden und anhand von vorab definierten Indikatorensystemen untersucht werden konnte. Diese Vorgehensweise erzielte sehr eindrucksvolle Ergebnisse. So wurden Trennlinien in den Städten sichtbar, die anzeigten, welche soziale Gruppe mit welcher zusammenleben konnte und mit welchen nicht. Mit der Messung der residenziellen Segregation wurde es zudem möglich, Vergleiche der sozialen Spaltung im Zeitverlauf zu erstellen. Aussagen über die stärkere Isolierung sozial benachteiligter Gruppen wurden formulierbar. In der anspruchsvollsten Form der »Social Area Analysis« gelang eine multidimensionale Beschreibung von Stadtteilen und die Manifestationen sozialer Ungleichheiten in der Stadt (vgl. Shevky/Bell 1955).

Obwohl durch die Messung der residenziellen Segregation erhebliche Fortschritte in der Operationalisierung der Ungleichheit und deren Verortung in der Stadt ermöglicht wurden, haben sich auch Schwierigkeiten mit dieser Art der Segregationsforschung eingestellt. Zunächst wird als diskutabel erachtet, in welcher Weise vorab soziale Gruppen zu definieren wären. In der Regel betrachten Segregationsanalysen die Unterschiede aufgrund sozialer Kriterien (Einkommen, Bildung, Sozialhilfebezug o.Ä.) und ethnischer Kategorien (WASP⁵, Afroamerikaner etc.). Zudem gerieten die mit dem Konzept der residenziellen Segregation transportierten Vorannahmen in die Diskussion. Kritisiert wurde die Anbindung an ein sozialökologisches Verständnis der Stadtentwicklung, womit eine positivistische Forschungsphilosophie verfolgt und ein simplizistisches Raumverhalten unterstellt werde (vgl. Peach 1975).

Seit den 1970er Jahren hat die Kritik an der residenziellen Segregation verschiedene Innovationen und paradigmatische Wenden hervorgebracht. Zunächst hat man sich mit dem erklärungsbedürftigen Zusammenhang zwischen Wohnort und Wohnortwahl auseinander gesetzt. Hierbei wurde eine Anleihe an den »Behaviorismus« betrieben, dem gemäß der Einzelne seine Wahl

des Wohnortes entsprechend den individuellen Vorlieben und anhand weniger struktureller Vorgaben als eine persönliche Entscheidung fällt. Als Gesamtergebnis ergibt sich ein diffuses Bild der räumlichen Verteilung, dass vom individuellen Entscheidungsprozess geprägt wird. Als Reaktion auf diese Segregationskonzeptionen haben Strukturalisten und humanistische Forscher eigene Ansätze entwickelt (vgl. Morrill 1965). Letztere untersuchten vor allem das Leben in den US-Ghettos und betonten die Schwierigkeiten der individuellen Wohnortwahl, welche die Strukturalisten als Ergebnis makrogesellschaftlicher Mechanismen erklärten.

In den 1990er Jahren hat es eine weitgehende Revision des Segregationsansatzes gegeben. Eingeführt wurden die Begriffe der »sozialen Identität« und des »sense of territoriality« durch alltägliche Praxis (vgl. Sibley 1995). Es wurde dabei deutlich, dass der Fokus auf die soziale Gruppe erhebliche Nachteile hat, um Segregationen in der Stadt sichtbar zu machen. In erster Linie wird die Größe der statistischen Gruppe als Problem erfahrbar. Gleiches gilt für die Diskussion von Segregationsprozessen mit Bezug auf ihre räumlichen Einheiten. Segregationsanalysen bewegen sich oftmals auf der Ebene von Stadtteilen oder administrativ vorgegebenen Einheiten. Damit werden relevante Trennungen des sozialen Lebens in verschiedenen Nachbarschaften und sogar auf der Ebene der Blocks und Straßen ausgeblendet. Die »Gold Coast« und der Slum, so eine der ersten Studien der »Chicago School« über »Little Italy« (Zorbaugh 1948), liegen sich manchmal auf zwei Straßenseiten gegenüber.

Der Paradigmenwechsel zu einer kleinteiligen Segregationsforschung wird von einigen Autoren inzwischen bis auf die Kategorien »Individuum« oder »Haushalt« betrieben (vgl. Ostendorf/Schnell 2002). Dies wird nicht nur mit den Unzulänglichkeiten der methodischen Erfassung anhand grober statistischer Vorgaben begründet, für die sich vielerorts aufgrund intensiver Datenerhebungsverfahren Lösungen anbieten. Vielmehr wird Segregation als ein komplexes Phänomen neu konzipiert, womit das Individuum in seiner Wohnortwahl nicht nur hinsichtlich der Positionierung gegenüber anderen sozialen Gruppen betrachtet wird. Erweitert wird auch der Begriff des Wohnortes, der nun in

Bezug zu verschiedenen Ebenen des städtischen Raumes (Nachbarschaften verschiedener Ordnung) in eine Hierarchie des Wohnraumes gestellt wird. Die Hierarchie der Nachbarschaften ergibt sich aus einer Vielzahl von Faktoren, die etwa den Häuserbestand in seiner städtebaulichen Qualität mit einbeziehen kann.

Eine weitergehende Rekonstituierung der Segregationsforschung erfolgte in den letzten Jahren als Anschlussversuch an weitergehende Stadtforschungsdiskurse. Segregation lässt sich im Kontext *poststrukturalistischer Theorien* als ein Mehrebenenphänomen auffassen, mit dem (Wohn-)Raum nicht mehr eindimensional als Wohnort verstanden wird, sondern als Kaleidoskop einer Vielzahl simultaner Ereignisse, die in verschiedenen (geografischen) Orten zu beobachten sind und zugleich von verschiedenen Mitgliedern sozialer Gruppen unterschiedlich interpretiert werden. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen deshalb der Mikroraum, die Handlungszusammenhänge und die *everyday life*-Segregationen. Fokussiert wird in der postmodernen Segregationsanalyse auf die Struktur der Segregationspraktiken mit ihren Initiatoren (Insider/Outsider), den dazu gehörenden Narrativen (Isolation, Konflikt, Restriktion, Marginalisierung), den Distanzierungstechniken (Identifizierungen) und der jeweiligen räumlichen Dimension (mythisch, sozial, material, kosmisch). Anhand dieser Kategorisierungen sollten Segregationspraktiken in ihrem Ausmaß erkundet werden, womit sich die gesellschaftlichen Praktiken bestimmen ließen, mit denen sich die Position jeder sozialen Gruppe und ihre Offenheit für die Welt ermitteln ließen (vgl. Schnell 2002).

Exklusion

Als eine besondere Qualität der bedrohten Urbanität beschäftigt sich die Stadtsoziologie mit den Erscheinungsformen der sozialen und räumlichen Exklusion. In den 1960er Jahren hatten Norbert Elias und John Scotson in der englischen Stadt mit dem fiktiven Namen »Winston Parva« eine Unterscheidung zwischen »Etablierten« und »Außenseitern« feststellen können, die sie für die Organisation des sozialen Lebens in der Arbeiterstadt als grund-

legend ansahen. Die Autoren werteten diesen Befund als Beweis für eine *konfigurationssoziologisch* zu erforschende Stadt, die durch eine fundamentale Trennlinie zwischen »drinnen« und »draußen« gekennzeichnet ist (Elias/Scotson 1999). Bis heute findet die Frage nach den Aus- und Einschlüssen in die städtische Gesellschaft das Interesse der Stadtsoziologie. Durch den Ansatz der Exklusionsforschung werden der Milieu- und der Lebensstilanatz (vgl. S. 71) nicht obsolet, sondern durch den Fokus auf jene soziale Gruppen ergänzt, die durch eine verhärtete und langfristig verfestigte Segregation unfreiwillig räumlich und sozial ausgeschlossen werden. Mit dem Begriff der Exklusion wird eine radikalere Form des Ausschlusses verstanden, der einen sich an den Ausschluss (im Sinne der Distanzierungen Bourdieus) anschließenden Prozess der Ausgrenzung beschreibt. Darunter lässt sich etwa das Verbot verstehen, bestimmte Räume betreten zu dürfen oder andernfalls entfernt zu werden. Mit dem Exklusionsbegriff wird eine neue Qualität und weniger eine Zu- oder Abnahme sozialer Ungleichheiten thematisiert. Kronauer (2002) unterstreicht in der deutschen Debatte um Exklusionsprozesse, dass diese aufgrund der hohen Verbundenheit der Menschen untereinander auftreten. Inklusion und Exklusion stellen dementsprechend janusköpfige Gesichter einer Stadt dar. Das Problematische an der Exklusion ergibt sich durch die Kumulation des Ausschlusses in mehreren sozialen Feldern, vor allem der Arbeit, im Rechtsweisen, der kulturellen Partizipation, durch Diskriminierungen und soziale Isolation (vgl. Young 1999).

Anschaulich werden die Anhäufung sozialer Ausschlüsse und deren räumliche Verfestigung in solchen Stadtteilen, die oftmals als »Ghetto« bezeichnet werden. Obwohl solche Bezeichnungen sicherlich irreführend sind, veranschaulicht die Problematik etwa der französischen *Banlieue*, dass es sozialräumliche Prozesse der Ausgrenzung mit großer Dauerhaftigkeit gibt (vgl. Dubet/Lapeyronnie 1994). Die Situation in den US-Städten eignet sich für die Untersuchung des Exklusionsansatzes umso mehr. Dies ist zugleich der Ort einer langen stadtsoziologischen Forschung, mit dem schon verschiedenste theoretische Annahmen als »augenscheinlich« bewiesen werden sollten. Viel wurde darüber spekuliert, dass es im amerikanischen Ghetto eine unregelte Sozial-

ordnung gebe und sich dort die gesellschaftliche Desintegration »bereits« manifestiere. Solche Bilder in der Stadtforschung haben eine lange Geschichte. Sie werden oftmals durch einen Exotismus des Forschers und nicht durch seine empirischen Erkundungen getragen (vgl. Wacquant 1998).

Auf der Grundlage der bisher umfangreichsten empirischen Ghetto-Studie hat Wiliam J. Wilson (1997) zur Frage der Ursächlichkeit der Ghettoisierung in den amerikanischen Großstädten einen Erklärungsansatz zum Entstehen der neuen urbanen Armut ausgearbeitet. Seine zentralen Thesen entfaltet er entlang der Erörterung von innerstädtischer Arbeitslosigkeit, ökonomischer Restrukturierung, sozialstrukturellen Veränderungen der Nachbarschaften, eruptierter sozialer Netzwerke, Haushalte und Familienstrukturen. Mit dem Verweis u.a. auf den *reservation wage*, dem von einem Bewerber noch akzeptierten Mindestlohn, verdeutlicht Wilson, dass es keine signifikanten Unterschiede zwischen den einzelnen ethnischen Gruppierungen hinsichtlich ihrer Bereitschaft, einen Job anzunehmen, gibt. Die »innercity blacks« werden oft eingestellt, sind aber im weit höheren Maße von Entlassungen betroffen oder kündigen öfter als ihre mexikanischen Kollegen und Konkurrenten. Während es sich bei den »blacks« um die Söhne einer in der einfachen Industrieproduktion sozialisierten städtischen Arbeiterschaft handelt, lassen sich bei der lateinamerikanischen Einwanderergeneration typische Sozialisationsmerkmale einer Dritte Welt-Ökonomie wie größere Anpassungsbereitschaft und Dienstleistungsorientierung ausmachen. Entgegen dem amerikanischen Mythos, demnach es jeder neuen Generation besser gehen müsse als der vorherigen, haben die Afroamerikaner innerhalb eines Generationenwechsels eine strukturelle Verschlechterung von relativ abgesicherten *low wage*-Jobs in der fordistischen Arbeitswelt zu flexiblen, unsicheren und in der Regel schlechter bezahlten Tätigkeiten in der Dienstleistungsgesellschaft erleben müssen. Mit der Verinnerlichung der väterlichen Vorgaben eines Verhaltenskodex während der Arbeit scheitern sie an den veränderten Ansprüchen einer vor allem auf den freundlichen Kundenverkehr ausgerichteten tertiarisierten Ökonomie, wie sie für die globalisierte Stadt kennzeichnend ist. Auch hinsichtlich anderer sozialer Krisensymptome der »innercity

blacks« weiß Wilson (1987) strukturelle wie habituelle Faktoren in ein differenziertes Verhältnis zueinander zu setzen. Der Vergleich mit den mexikanischen Immigranten verdeutlicht wiederum – ob es sich um die Interpretation der hohen Anzahl von alleinerziehenden schwarzen Müttern in den Ghettos der Innenstädte oder um die ineffektiven sozialen Netzwerke der Männer bei der Arbeitssuche geht –, dass die fordistischen Verhaltensmuster (*habits*) nicht mehr zu den sie einbettenden postfordistischen Rahmenbedingungen (*frames*) passen. Damit wird die dramatische Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsumstände einer innerstädtischen Bevölkerung trotz jahrelangen nationalen ökonomischen Aufwärtstrends und in räumlicher Nähe zur kapitalkräftigen Ökonomie der Hochlohn-Dienstleistungsindustrie erklärbar.

Die beschriebenen Exklusionsprozesse haben die Frage aufkommen lassen, ob sie in ihrer Konsequenz zu einer neuen »urban underclass« führen (vgl. Mingione 1999). Der Unterschied zwischen dem Ansatz von Wilson und diesem Konzept beruht vor allem in der Betonung des Vereinzelungsaspekts, der durch die Exklusionsmechanismen hervorgerufen wird. Mit der Exklusion werde eine *Prekarisierungsstrategie* als neue Herrschaftsform betrieben, die ebendiese »underclass«-Formierung verhindere. Demgegenüber lässt sich darauf verweisen, dass die städtischen Unruhen sowohl in den USA der 1990er Jahre als auch in den französischen und britischen Vorstädten als eine Art der *Vergesellschaftung* zu verstehen sind, die die Isolierung der Ausgeschlossenen temporär unterbricht. Sie stellt keine revolutionäre Klasse dar, aber sie macht sich durch Verbrechen, Aufstände und eine gewaltsame Ersatzarmee mit in politischer Hinsicht extremistischer Zuordnung bemerkbar. Kriminelle, die sich bewusst gegen die Regeln der Gesellschaft stellen und jene, die tatsächlich von der *underground economy* leben, formen mit den passiven Sozialhilfeempfängern und den Traumatisierten (z.B. Obdachlosen) eine soziale Kategorie, die sich in ihrer Heterogenität nur durch den Ausschluss an einem Ort außerhalb der »normalen« Arbeitsgesellschaft konstituiert.

Ungeachtet der Tatsache, dass sich US-amerikanische Verglei-

che nicht für eine Analyse deutscher Städte geradlinig übertragen lassen, erscheint die Erklärungskraft des »underclass«-Ansatzes gegenüber der Exklusionstheorie weniger weitreichend. Dennoch ergeben sich offenkundige Gemeinsamkeiten. »Underclass« und »Exklusion« werden in erster Linie durch die Marginalisierung der Betroffenen auf dem Arbeitsmarkt hervorgerufen. Dies hat in der Folgezeit zur Konsequenz, dass eine soziale Isolation (gegenüber den »Etablierten«) eintritt, die sich verfestigt und zu einer eigenen Problematik auswächst. Schließlich verschwinden auf dieser Weise die Möglichkeiten, an der »Insider-Gesellschaft« noch in für diese akzeptablen Formen teilzunehmen. Der Ausschluss wird an dieser Stelle zur polizeilich-juristischen Ausgrenzungsstrategie der Insider-Stadt, die auch den Anblick und die körperliche Präsenz als minimale Partizipation der in ihren Augen »Überflüssigen« nicht akzeptieren will (vgl. Wehrheim 2002).

Anomie

Der rasche Wandel der Stadt führt nicht nur zur Überreizung der Sinne, wie es Simmel für den Stadtbürger beschrieben hat. Große Veränderungen gehen mit desorientierenden Effekten einher, die über eine bloße Sinnesüberflutung hinausgehen. Durkheim (1999b) hatte in seiner Analyse der arbeitsteiligen Gesellschaft festgestellt, dass sich die Solidarität zwischen den Menschen verändere. In der modernen Gesellschaft tritt anstelle der »organischen« eine »mechanische« Solidaritätsform, die erst gesellschaftlich hergestellt werden müsse. Der Wegfall des moralischen Rückhalts wird insbesondere in Zeiten großer Veränderungen schmerzhaft erfahren. Die gesellschaftlichen Normen haben keine handlungsleitende Funktion mehr. Diese »Anomie« hat weitreichende Folgen. Mangelnde Integration und die Störung der kollektiven Ordnung machen nicht nur die Gesellschaft, sondern auch den Einzelnen krank. Dies kann bis zum Selbstmord führen. Hierzu identifiziert Durkheim die Form des »anomischen Selbstmords«, der sich aufgrund des erlebten Unterschiedes zwischen eigenen Bedürfnissen und den realen Möglichkeiten erge-

be. Hierbei ist entscheidend, dass das Versagen des Individuums im Kontext der fehlenden oder fehlerhaften Regelungen und Orientierungen der Gesellschaft verursacht wird.

Robert K. Merton (1910-2003) hat den Begriff der Anomie weiterentwickelt und theoretisch neu ausgerichtet. Für ihn war der Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und abweichendem Verhalten das Wesensmerkmal der Anomie. Die gesellschaftlichen Wertvorstellungen können insbesondere in den Unterschichten nicht realisiert werden. Mit Bezug auf die USA konstatierte Merton, dass Erfolg die allgemeine Orientierung der Gesellschaft darstellt. Für jene, die dem vor allem auch über Medien vermittelten Leitbild des erfolgreichen Menschen nicht entsprechen können, ergibt sich ein enormer Anpassungsdruck. Der Einzelne kann verschiedene Einstellungen (Konformität, Innovation, Ritualismus, sozialer Rückzug, Rebellion) gegenüber der herrschenden Norm entwickeln. Auf dem Hintergrund einer vermeintlichen höheren Kriminalität der Unterschichten erklärte Merton (1995) kriminelles Verhalten in diesem Sinne als eine Reaktion auf deren Defizite hinsichtlich der allgemeinen Erfolgsnorm.

Obwohl sich Mertons Grundhypothese über den Zusammenhang zwischen Kriminalität und sozialer Schichtung nicht hat aufrechterhalten lassen und auch weitere konzeptionelle Schwierigkeiten bei der empirischen Überprüfung seiner Konzeption von »Anomie« entstanden sind, lässt sich sein Vorgehen als der Versuch würdigen, gesellschaftliche »Krankheit« mit Bezug auf kulturelle Ursachen zu analysieren. Auf der Basis der Anomie-Konzeptionen von Durkheim und Merton beruhen vielfältige Studien des »Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung«, die sich mit der Frage der *Desintegration* der Gesellschaft beschäftigen. Aufgrund der desintegrativen Stadtentwicklung beschreiben umfangreiche und empirisch in jahrelangen Untersuchungen unterbaute Forschungen eine »Krise der Stadt« und die »bedrohte Stadtgesellschaft« mit Bezug auf das ethnisch-kulturelle Zusammenleben (Heitmeyer et al. 1998; Heitmeyer/Anhut 2000). Die Befunde der Desintegrationsforschung erlauben keine einfache Interpretation, sie verweisen auf fragile Verhältnisse zwischen Mehrheits- und Minderheitsgrup-

pen, die bis zur Fragmentierung von Stadträumen nachvollziehbar werden (vgl. Hennig 1996).

Neuere Ansätze der *Sozialpsychologie* betonen den Entfremdungseffekt gesellschaftlicher Veränderungen jenseits des gesellschaftlichen Differenzierungsparadigmas Durkheims. Um sich von diesem abzugrenzen, wird auch der Begriff der Anomie neu eingeführt. Der sozialpsychologische Ansatz verknüpft verschiedene Vorstellungen über *Desorientierung*. Zunächst beschreibt »Anomie« hier das Gefühl der politischen und sozialen Machtlosigkeit. Die öffentlichen Eliten nehmen die Bedürfnisse des Einzelnen nicht wahr oder ernst, während gleichzeitig unübersehbare Veränderungen in der gesellschaftlichen Umwelt erfahren werden. Dies hat eine pessimistische Zukunftsperspektive des Einzelnen zufolge, die in einem Gefühl von Sinnlosigkeit und Haltlosigkeit verwurzelt ist. Diese emotionale Haltung wird durch erfahrene oder so wahrgenommene Instabilität der persönlichen Beziehungen unterstützt. Andrea Hermann (2001) vermutet einen Zusammenhang zwischen Anomie und Rassismus, der sich zur Erklärung xenophober Einstellungen und Handlungen anführen lasse. Untersuchungen konnten aufzeigen, dass es von der Anomie zu »menschenfeindlichen Aktionen« nicht weit ist. Dies trifft vor allem auf die so genannten »Orientierungsanomia« zu und weniger auf das Gefühl der Machtlosigkeit (vgl. Kühnel/Schmidt 2002). Die Aggression gegenüber dem »Fremden« in seinen verschiedensten Formen wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Heterophobie und Sexismus weisen darauf hin, dass die Stadt in ihrer Integrationsfunktion versagt. Wilhelm Heitmeyer (2002) ist in seiner Auffassung zu folgen, dass diese Varianten der Menschenfeindlichkeit zwar in unterschiedlicher Qualität und Entwicklungslinien (relative Deprivation, Autoritarismus) zu betrachten sind, aber als ein »Syndrom« für die gesellschaftliche Stabilität gefährlich sind. Dies gilt nicht zuletzt für den Ort, an dem alles zusammen kommt, die Stadt.

*»Space was treated as the dead, the fixed, the undialectical, the immobile; Time, on the contrary was richness, fecundity, life, dialectic«
(M. Foucault, Questions on Geography, 1980).*

Augenscheinlich hat es die Stadtsoziologie mit einem raumrelevanten Phänomen zu tun, doch der nähere Blick auf die Themen der Disziplin offenbart eine Vielzahl von Zugangsweisen und eine inhaltliche Gestaltung des Forschungsfeldes, die eine Verschmelzung der Begriffe »Raum« und »Stadt« problematisch erscheinen lassen. Dies hat zunächst damit zu tun, dass eine Soziologie der Stadt nicht nur deren räumlichen Aspekt untersuchen will, sondern sich um eine Erforschung der Gesellschaft als solcher im Sinne der Soziologie bemüht. Die Schwierigkeit der thematischen Abgrenzung wird in den letzten Jahren verstärkt behandelt. Damit wird die Stadtsoziologie zum Ort einer Debatte um »Raum«, die sie nur unter Einbeziehung metatheoretischer Grundlagen der Sozialwissenschaften bewältigen kann. Deshalb gilt für die Soziologie der Stadt, dass sich an ihr eine diskursive Vorentscheidung ablesen lässt und dass sich urbanistische Autoren im Hinblick auf ihr Raumverständnis positionieren müssen. Letzteres geschieht, oftmals aus pragmatischen Gründen, nicht und ist Anlass zu berechtigter Kritik. Obwohl die Reflexion des verwendeten Raumbegriffes notwendig ist, wird sich nicht schnell eine Basis für eine »Raum«-Definition finden lassen, die sich sowohl hohen theoretischen Ansprüchen als auch konkreten Forschungsfragen stellen kann. Der *common sense* zu dieser Frage innerhalb der Sozialwissenschaften ist noch zu suchen, aber es schleichen sich einige Auffassungen zum Thema »Raum« ein, die in immer mehr Publikationen aufzufinden sind. Zuallererst sei darauf hingewiesen, dass zwischen »Raum« und »Ort« zu unterscheiden ist. Diese Differenzierung wird je nach Standpunkt anders formuliert, jedoch ist die Unterscheidung zwischen einem physisch-geografischen Ort und einem umfassenderen, sozialen und gesellschaftlichen Raum eine sehr notwendige Abgrenzung. Wenn man sich beide Begriffe als Endpunkte eines Spektrums

vorstellt, so lassen sich die Raumkonzepte als näher und weiter von dem jeweiligen konkreten Ort vorstellen. Auf der einen Seite gibt es, etwa systemtheoretisch angeleitet, Raumkonzeptionen, in denen der Ort fast keine Rolle spielt und am anderen Extrem werden Orte so sehr betont, dass sie der Gesellschaft als solcher keine eigene Bedeutung mehr zubilligen. Dem Sozialwissenschaftler fällt die Kritik an solchen Vorstellungen leichter, in denen der physische Ort überbetont wird. Es gilt Ansätze zu kritisieren, die etwa einzelnen Städten einen bestimmten Charakter zusprechen. Dieser Essenzialismus herrscht in vielen Alltagsmeinungen vor, obwohl eine nähere Betrachtung schnell den Mythos eines Ortes entlarvt. Es hat sich deshalb eine Art und Weise des Raumbezuges in vielen Forschungen etabliert, der die Besonderheiten des konkreten Ortes ausblendet. Viele Publikationen behandeln ein gesellschaftsbezogenes Thema in einer oftmals aus pragmatischen Gründen ausgewählten Stadt. Bei dieser Vorgehensweise stellen sich prinzipielle Fragen. Insbesondere sollen solche Forschungen oftmals eine Thematik anhand der empirischen Grundlage in einer Stadt exemplarisch für die Gesamtgesellschaft analysieren. Nach dieser Logik ließen sich zum Beispiel durch eine Untersuchung der städtischen Armut in einer Stadt auch Aussagen mit Bezug zur gesamtgesellschaftlichen Armutsentwicklung treffen. Zwar ist es anzunehmen, dass keine Stadt in einer derartigen Ausnahmesituation verkehrt, dass nicht auch eine Aussage über die Armutsentwicklung in Deutschland (oder in deutschen Städten) auf der Hand liegt, dennoch trägt der Schein der Verallgemeinerbarkeit. Ohne Diskussion des spezifischen Untersuchungsraums verspricht er oft mehr, als er halten kann. In der weitergehenden Diskussion um den Begriff »Raum« ergeben sich eine erkenntnistheoretische und eine ontologische Ebene.

Zeit und Raum

Anthony Giddens hat in den 1980er Jahren den Sozialkategorien »Zeit« und »Raum« eine zentrale Rolle in der Konstitution von sozialen Systemen in seiner diskursiven Formation zugeschrie-

ben. Zurückgreifend auf die Arbeiten von Torsten Hägerstrand (1967) zur *Zeitgeografie* hat Giddens die Alltagsroutine für die Strukturierung von Räumen und Zeiten betont. Außerdem beschreibt er die Raumkonzepte anhand der physischen Grenzen des Körpers. Der Mensch kann nicht an verschiedenen Orten zugleich sein. Regionen, ein Schlüsselbegriff der »Raum«-Theoretisierung Giddens', sind Orte, die Interaktionen enthalten. In ihnen wird eine »Zonierung« von Routinehandlungen ermöglicht. Regionalisierungen können große Raum/Zeit-Konfigurationen wie der Nord-Süd-Konflikt, aber auch kleinere Einheiten wie das Schulzimmer darstellen. Regionen sind allerdings nicht als autonom zu betrachten. Ihre Entstehung und Entwicklung ergibt vielmehr, dass sie in größere soziale Systeme eingebettet sind. Der Körper bietet die Verankerung des Selbst in den verschiedenen Räumlichkeiten. Dadurch ergibt sich eine Kopräsenz des Einzelnen an verschiedenen Orten. Der Körper stellt auch durch seine Kontinuität in den wechselnden Regionen den Rahmen für das Erfahren von Raum und Zeit dar, der dem Individuum eine ontologische Sicherheit seiner selbst verleiht. Durch makrogesellschaftliche Veränderungen ergibt sich eine Ausbreitung von Raum-Zeit-Konfigurationen und somit alltagsorganisatorischen Strukturen mit neuen Positionierungen. Letztere beziehen sich auf die soziale Identität des Individuums, die sich durch die Nachbarschaft, das Zuhause, die Stadt, den Staat oder Arbeitsplatz ergeben. Giddens bemüht sich um eine Überwindung dualistischer Raumvorstellungen (Mikro-Makro-Ebenen), indem er zwischen *System-* und *Sozialintegration* differenziert. Interaktionen zwischen Akteuren werden als reziproke Praktiken in kopräsenten Situationen verstanden, die eine Sozialintegration des Individuums leisten. Die Integration wird aber auf einer zweiten Ebene konstituiert und entwickelt, die sich über größere Raum-Zeit-Spannen und ohne kopräsente Kontexte organisiert und in der Zeit weiter bewegt (Giddens 2001). Die Stärke der Giddens'schen Raumtheorie liegt in der Betonung des Akteurs. Im Gegensatz hierzu zeigt er sich gegenüber jenen Raumprozessen blind, die makroskopisch produziert und konstituiert werden, ohne dass eine Akteursebene ausgewiesen wird. Insbesondere wird seine Konzeption der Raum-Zeit-Konfiguration als Ausweitung (*stretch-*

ing) der Moderne auf den globalen Maßstab kritisiert. Es ist fraglich, ob mit dem ontologischen Raumkonzept der Moderne an der empirischen Fundstelle der Postmoderne gearbeitet werden kann (vgl. Urry 1985). Als radikaler ist die Kritik an Giddens' Raumbegriff zu verstehen, die seine erkenntnistheoretischen Grundlagen in Frage stellt. Sein Ansatz wird als Beispiel für einen ›Containerblick‹ auf den Raum, in dem der Mensch als Körper-im-Raum gedacht wird, angeführt. Anstelle der Bewegungen im Raum seien bewegte Räume zu thematisieren. Mit Rückgriff auf die Relativitätstheorie und anderen Erkenntniskonzeptionen der Physik wurde diese Sichtweise als ein Ausdruck eines euklidischen Weltbildes verstanden, das den Raum »absolutistisch« betrachte. Demgegenüber lasse sich mithilfe eines quadrantischen Raummodells ein relationales Raumverständnis beschreiben, das dem Umstand Rechnung trägt, dass »Raum« nicht nur als Behälter menschlicher Handlungen zu denken sei (vgl. Sturm 2000). Vorangegangen sind differenzierte Konzeptualisierungsversuche, die den Raum auf vier Komponenten einer Matrix-Struktur (materiell-physisches Substrat; gesellschaftliche Interaktions- und Handlungsstrukturen; institutionalisiertes und normatives Regulationssystem; Symbolrepräsentation) beziehen (vgl. Läßle 1991). Aus diesen fortgeschrittenen Versuchen, einen anspruchsvollen theoretischen Gehalt eines sozialwissenschaftlichen Raumbegriffs zu formulieren, ergeben sich Forderungen an die Stadtsoziologie, die Martina Löw (2001) umfassend beschrieben hat. Soziale Güter und Menschen sollen in ihrer relationalen Anordnung untersucht werden. Dabei wird die Analyse so genannter Syntheseleistungen und der Bearbeitungen von *Spacing*prozessen erfolgen, womit schließlich die Erforschung von räumlichen Strukturen ermöglicht wird. Mit der Syntheseleistung werden soziale Güter oder Menschen als Räume konstituiert (als praktische Handlung), während das *spacing* als Platzieren dieser Güter und Menschen mittels Aushandlungs- und Informationsprozesse stattfindet (symbolische Markierungen). Damit wird eine analytische Dualität vorgeschlagen, bei welcher der Raum als strukturbildend wie -reproduzierend untersucht werden soll. Routinen, Institutionen und Gegenkulturen bieten Regeln und Ressourcen an, die den Raum gesellschaftlich und die Gesellschaft räumlich

werden lassen. Die Raumreproduktionen werden als Erinnerungsspuren und Habitus verinnerlicht. Sie werden von den Prinzipien der Klassengesellschaft und der hierarchisch organisierten Zweigeschlechtlichkeit ›durchzogen‹.

Sicherlich ist die Betonung des relationalen Aspekts in den erkenntnistheoretischen Grundlagen des Raumbegriffes eine wichtige Kritik an der Giddens'schen Raumkonzeption. Die Weiterentwicklung der analytischen Kategorien kann aber noch nicht als der Endpunkt der Debatte verstanden werden, weil sie eine Dualität künstlich wieder einführt, die doch zumindest durch die Verschachtelung von System- und Sozialintegration überwunden werden sollte. Der Rückgriff auf eine analytische Trennung von materiellen und symbolischen Komponenten von Räumen lässt sich forschungsorientiert vertreten, bleibt aber raumtheoretisch unbefriedigend. Obwohl die Soziologie der Stadt als empirischer Steinbruch für die Begründung der Forschungsstrategie einen prominenten Platz einnimmt, gehen die theoretischen Konzeptionen nicht auf die Besonderheit des weltweiten Urbanisierungsprozesses und des Urbanen im Allgemeinen ein. In welcher Weise, so bleibt die offene Frage, kann die Stadt als eine distinkte Raum-Zeit-Konfiguration verstanden werden, die sich gegenüber anderen unterscheidet? Die Partikularität einer Stadt – New York ist nicht Wanne-Eickel – wird nicht erklärbar, wenn sich die Theoretisierung von »Raum« nicht auf einen explizit stadtgerichteten Begriffshorizont einlässt. Die ›Containerperspektive‹ scheint für die jeweilige Fragestellung, schon auch aus dem Grund einer weitverbreiteten »absolutistischen« Raumperspektive vieler Akteure, weiterhin als *eine* berechnete in der Stadt-Raum-Konzeption angebracht zu sein, insofern anspruchsvollere Verständnisse von »Raum« nicht mehr Erklärungspotenzial aufzeigen können. Auch absolutistische und relationale Raumkonzeptionen sind keine Dualismen.

Symbolischer Interaktionismus

Die Beziehung von Raum und Stadt lässt sich auch anhand des Erbes der »Chicago School« neu diskutieren. Hierfür sind die

Bemühungen Janet Abu-Lughods (1971, 1999), das Chicagoer Modell der Stadtentwicklung fortschreiben zu wollen, eine eindrucksvolle Demonstration. Sie zeigen, welche Erklärungskraft sich durch die theoretische Weiterentwicklung in Bezug auf aktuelle (*Global Cities*) und nicht-westliche Städte (etwa Kairo) entfalten lässt. So sehr sich eine Vergleichbarkeit verschiedener Stadtentwicklungen durch die Arbeiten Abu-Lughods auf der Ebene der gesamtstädtischen Perspektive ergeben mag, so wenig können diese als die wichtigste Fortsetzung der »Chicago School« angesehen werden. Diese liegt wohl eher in der Rückbesinnung auf die anthropologischen und philosophischen Grundlagen der Disziplin. Hintergrund dieser Vorstellungen ist das Bild vom Menschen als *Symbolträger*, der Bedeutungskonstruktionen durch Bilder kollektiver Repräsentation betreibt. Unterstützt wurde die Wiederaufnahme des *symbolischen Interaktionismus* allerdings nicht in erster Linie durch die Stadtsoziologie, sondern durch Forschungen, die sich mit dem Verhalten von Menschen in abgegrenzten Räumen beschäftigten, um dort dem *labeling* (Etikettieren) des Einzelnen durch den institutionellen Rahmen, etwa eines Krankenhauses, und seinem Rollenverhalten nachzugehen.

Die stadtsoziologische Anwendung des symbolischen Interaktionismus wendet diesen Ansatz auf die Besonderheit des Menschen in städtischen Zusammenhängen an. Der urbane Mensch wird als ein soziales Wesen betrachtet, dass sich in verfremdeter und nicht-sozialer Weise individualisiert. Der *urbane Interaktionismus* stellt ein anspruchsvolles Programm dar, mit dem die Methode der *participant observation* der so genannten ersten »Chicago School« fortgesetzt und an den verschiedensten urbanen Orten angewandt wird. Wertvolle Einzelarbeiten wurden in oft jahrelanger Forschung erstellt, die uns wichtige Einsichten über das soziale Leben an Straßenecken, in Gaststätten, Parkanlagen, öffentlichen Verkehrsmitteln, Waschsaloons, Sozialämtern oder auf Marktplätzen ermöglichen. Diese Einzelfallstudien sind aber nicht in ein übergreifendes sozialökologisches Forschungsprogramm eingebettet, sondern ihnen liegt implizit die Annahme zugrunde, dass es einen untersuchenswerten Zusammenhang zwischen physisch-geografischer Örtlichkeit und der sozialen Organisation einer besonderen – urbanen – Qualität gibt. Sie lassen

sich als eine weitergeführte mikrosoziologische Betrachtung des Raumverhaltens verstehen (vgl. Chapoulie 1998): Gesellschaftliche Strukturen spiegeln sich im städtischen Raum. Die jeweiligen Forschungsaussagen werden als pars pro toto für die gesamte Urbanität angesehen. Rollentheoretisch angeleitet, verweisen einige neuere Arbeiten des urbanen Interaktionismus auf die Strukturkomponenten der Raumaneignung durch Identitätsformung, doch bleiben diese bisher weitgehend auf die Erforschung der Situation der ethnischen Minderheiten beschränkt. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht zumeist der urbane ›Kosmopolit‹, der zum Träger von »urbanen« Tugenden wie der Toleranz wird (vgl. Gold 1982: 134ff.).

Öffentliche Plätze nehmen im symbolischen Interaktionismus eine zentrale Funktion in der Stadt ein, da sie als Orte für die individuelle Erfahrung des Urbanen nutzbar gemacht werden können. Ihnen wird ein positiver Effekt für das städtische Leben insgesamt zugesprochen, weil eine Interaktion zwischen der Diversität der städtischen Lebensstile und der (toleranten) Haltung des Stadtbewohners im öffentlichen Raum organisiert wird. Mit dem Rückgriff auf die Beschreibung der Stadt als ein Ort differierender Lebensstile hat der urbane Interaktionismus den Simmel'schen Gedanken der Reizüberflutung in der Großstadt aufgegriffen. Diesen Bezug hatte Louis Wirth (1938) in den 1930er Jahren mit seinem Artikel »Urbanism as a Way of Life« hervorgehoben. Innerhalb der »Chicago School« nahm Wirth eine besondere Rolle ein, die sich nur teilweise mit den theoretischen Annahmen und Forschungsaktivitäten seiner Kollegen in Übereinstimmung bringen ließ (vgl. Diner 1997). Seine Auffassungen waren weniger in ökologischen und konfliktsoziologischen Vorstellungen zu verorten. Soziale Vorgänge begründen sich für ihn einzig aus dem urbanen Kontext. Louis Wirth hat in seiner Arbeit die Forschungsperspektive auf die Frage gelenkt, welche Faktoren innerhalb der Stadt zu einem typisch urbanen Verhalten führen und in welcher Weise sich diese beschreiben lassen. Nach seinem Verständnis wird der »urban way of life« durch drei Variablen gekennzeichnet, die es in der weiteren Forschung jeweils operational anzuwenden gilt, um in Abhängigkeit von diesen den Grad des Urbanismus zu ermitteln: *Größe* im Sinne von Bevölkerungs-

anzahl, *Wohndichte* und *Verschiedenheit* der (kulturellen) Hintergründe der Einwohner. Diese konstituierten jenes Ursachengeflecht, das hinsichtlich seiner Sozialformen zu untersuchen sei (vgl. Flanagan 1995: 55ff.). Mit der Benennung der Faktoren, die »Urbanität« herstellen, vollzog Wirth eine Operationalisierung bis dahin weitgehend unspezifischer und relativ abstrakter Konzepte vom »städtischen Leben«. Damit entwickelt er den Simmel'schen Begriff der Großstadt in dem Sinne weiter, dass er ihn nicht lediglich als gegeben annimmt, sondern zugleich für eine Einschätzung des urbanistischen Vergesellschaftungsprozesses verwendet.

In expliziter Fortführung dieser Definitionstradition hat Lyn Lofland in zahlreichen Publikationen (vor allem Lofland 1973) über Urbanität ein differenziertes Verständnis vieler Themen ausgearbeitet, die sich insbesondere mit dem öffentlichen Raum auseinander setzen. Sie betrachtet das urbane Leben als eine strukturalistische Komponente, die den Einzelnen gegenüber der sozialen Distanz und Nähe schützen kann. Sozialformen sind an die Rahmenvorgaben des öffentlichen Platzes gebunden, ohne Permanenz oder stabile Beziehungsintimitäten zu garantieren. Die Begegnung der Fremden an städtischen Orten lässt eine *parochiale Soziabilität* entstehen, die durch einen leichten Zugang und geringe Konventionalität geprägt ist. In dieser Weise überwindet Lofland die auf Ferdinand Tönnies (1887) zurückgehende dichotomische Debatte über die Verortung der Stadt in der Fortentwicklung von Gemeinschaft zu Gesellschaft. Abweichend von Simmel und Wirth ist für sie die urbane Erfahrung keine anomische. Die *community of streets* bietet Abenteuer, Begegnung und Nützlichkeit. Unentschieden ist der Beitrag großer Städte zu einer demokratischen Gesellschaft, da es Grenzen der Toleranz gebe, die in einem Verhältnis zu ihrer Größe stehen (vgl. Lofland 1989). Vergemeinschaftung bedrohe die moralischen Potenziale parochialer Öffentlichkeit, da die zufälligen Begegnungen durch homogene *communities* aufgesogen werden. Lofland bemüht sich um die Vermittlung der mikrosoziologischen Perspektiven mit einem strukturalistischen Stadtverständnis. Die städtische Öffentlichkeit stellt für sie den Übergang von Gemeinschaft zu Gesellschaft dar, sie will Urbanität jenseits der Tönnies'schen Dichoto-

mie definieren. Der öffentliche Raum wird zu einem »third place« (Oldenburg 1991: 15ff.), der als Intermedium zwischen Privatheit und *gathering* oder »Scenes« (Irwin 1977) für die Transformation von Aktivitätspotenzialen in Lebensstile fungiert.

Die positive Attribution des Urbanen und des öffentlichen Raumes wird in der weiteren Stadtforschung oftmals in Anspruch genommen. Deswegen bietet der urbane Interaktionismus eine weiterhin vielversprechende Forschungsstrategie. Er entspricht einem weitverbreiteten Bedürfnis, das Leben in den (insbesondere europäischen) Städten gegen anti-urbane Ideologien zu verteidigen. Dies betrifft insbesondere die angebliche Toleranz der städtischen Gesellschaft. Diese sei der gesellschaftliche Raum, in dem sich ein politisierter Urbanitätsbegriff zu einem humanistischen Verhaltenskodex entwickelt habe (vgl. Kleger 1996: 15ff.).

»NEW URBAN SOCIOLOGY«

»Neu« war an der »New Urban Sociology« einst, dass sie sich von der eher mikrosoziologischen Perspektive der Stadtsoziologie im Stile des symbolischen Urbanismus abgrenzen und stärker strukturelle Komponenten der Stadtentwicklung in den Vordergrund stellen wollte. Die Proklamation des theoretisch »Neuen« bezog sich allerdings auch auf die bis dahin bestehenden, eher dogmatischen marxistischen Auffassungen über die Stadt. In dieser Hinsicht definierten sich die Autoren der »New Urban Sociology« als innovativ, weil sie die aufkommenden Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre zur Kenntnis nahmen und in ihrem theoretischen Urbanitätsverständnis aufgreifen wollten. Obwohl viele Aspekte in den Schriften Lefébvres (vgl. S. 24) bereits intensiv theoretisiert wurden, gibt es nur gelegentliche Bezüge und Verweise der in erster Linie amerikanischen »New Urban Sociology« zu dem französischen Autor, was durch dessen Rezeptionsgeschichte in der angelsächsischen Fachwelt zu erklären ist. Als Gemeinsamkeit lässt sich der Versuch erkennen, die marxistische Urbanitätsanalyse fortzusetzen. Im Gegensatz aber zu Lefébvre hielt der amerikanische *Neo-Marxismus* weitgehend eine strenge *top-down*-Beziehung zwischen Gesellschaft und

Raum aufrecht. Städtische Verhaltensweisen wie Rollenfragmentierung, Vorherrschaft der Sekundärbeziehungen und akzentuierter Individualismus lassen sich als in der kapitalistischen Industrialisierung begründet verstehen. Da von ökonomischen Prozessen getrieben, entwickle sich das urbane Leben in der benötigten infrastrukturellen Ausstattung der Orte, an denen die Kapitalakkumulation vonstatten gehe (vgl. Harvey 1985). Städte werden als eine Arena erhöhter und effizienter Form der Profitmaximierung durch schnellere Kapitalzirkulation verstanden, welche die hierfür benötigte physische wie sekundäre Umwelt, einschließlich einer legitimatorischen bürgerlichen Ideologie, bereitstellen. Mit den Urbanisierungen des Kapitals verstädterten sich auch die Auseinandersetzungen um den Faktor Arbeit. Die Klassenkonflikte prägen das urbane Leben. Urbane Orte werden in erster Linie durch den Interessenkonflikt zwischen Kapitaleigentümern und Arbeitern bzw. städtischen sozialen Bewegungen gekennzeichnet (vgl. Castells 1983).

In differenzierter Form hat die »New Urban Sociology« (Gottdiener/Feagin 1988) der Erkenntnis Rechnung getragen, dass Konflikte verschiedene Ausprägungen des urbanen Lebens zur Folge haben und die soziale Produktion von Raum akteursspezifisch untersucht werden muss. Grundlage bildet eine sich an Marx anschließende Konstitution des Stadt-Land-Gegensatzes als historisches Ereignis: »Die Grundlage aller entwickelten und durch Warentausch vermittelten Teilung der Arbeit ist die Scheidung von Stadt und Land. Man kann sagen, dass die ganze ökonomische Geschichte der Gesellschaft in der Bewegung dieses Gegensatzes resümiert« (Marx 1956, 23: 371). Der Gegensatz wird vom Kapitalismus betrieben, die Grenze zum Land verschwindet, die Kapital-Arbeitskämpfe saugen das Land auf. Die marxistische Analyse von Urbanität fokussiert auf die Stadt, denn nur dort werde der gesamtgesellschaftliche Fortschritt angetrieben. Im »Kommunistischen Manifest« wird das Leben in der Stadt dem »Idiotismus des Landlebens« (ebd., 4: 466) gegenübergestellt. Peter Saunders, der in Deutschland frühzeitig wahrgenommene Vertreter der »New Urban Sociology«, hat die Kritik am Urbanitätsbegriff Wirths nach einer Neulektüre der seiner Meinung nach mageren marxistischen Vorstellungen über das urbane Le-

ben aufgegriffen (Saunders 1987: 103ff., 233ff.). Verteidigt hat er sie gegen die empirischen Befunde einer »Verländlichung der Städte« (Abu-Lughod 1961) und der »städtischen Dörfer« (Gans 1962), da auch Wirth von einer Dominanz des Urbanen ausgehe und sich das Verhältnis zwischen Ruralität und Urbanität als ein Kontinuum vorstelle. Damit wird der Urbanitätsbegriff aber zu einer analytischen »Rumpelkammer« (Lewis 1961: 434). Es bleibt eine wertende Assoziation an ihm haften. Saunders (1979) macht hierbei geltend, dass eine begriffliche Konstruktion von »Urbanität« gewollt ist. Er bestreitet die Relevanz der Urbanitätsdefinition in ihrem Verhältnis zur Ruralität. Die stadtsoziologische Thematisierung des Stadt-Land-Gegensatzes wird als »ideologisch« eingestuft (Saunders 1987: 110) und der Bezug auf den physischen Raum als »illegitime, physische Reduktion« (ebd.: 111) abgelehnt. Dennoch bleibt für Saunders die Frage nach der Örtlichkeit von »Gesellschaft« wichtig. Räumlichkeit innerhalb der soziologischen Theorie findet seiner Meinung nach ihren angemessenen Platz in der Analyse von Städten. Saunders zieht sich aber auf die Position Durkheims (1999a) zurück. Danach könne die Stadt als solche keine Einheit für die Analyse sozialer oder ökonomischer Prozesse spielen. Vielmehr biete sie als ihr Mikrokosmos Einblicke in die Gesellschaft, da in der Stadt aufgrund der Anomie produzierenden sozialen Arbeitsteilung soziale Pathologien am häufigsten vorkommen. Der Stadt als solcher komme mit dem Entstehen der industriell-kapitalistischen Urbanität kein eigentlicher Untersuchungswert zu.

Die räumliche Einheit »Stadt« wird nicht mehr im Gegensatz zum Land, sondern in Bezug auf den Nationalstaat definiert. Der nationale Staat erfüllt die räumliche Fassung von Gesellschaft, ist mit ihr im Grunde eins, unterhalb der nationalstaatlichen Integrationsebene werden räumliche Unterscheidungen irrelevant. Raum hat zwar keine generell gültige, kausale Auswirkung auf die Gesellschaft, ist aber in ein Koordinatennetz von Zeit und sozialen Objekten eingetragen und entfaltet dort seine Beziehungen. Räumliche Faktoren können in der Stadt hemmende oder förderliche Umfelder anbieten, auf denen sich die gesellschaftlichen Probleme manifestieren. Soziale Konsumtion, pluralistisch-konkurrenzhafter Politik, lokalstaatliche Verwaltung und eine Ide-

ologie der Gleichheit bilden die vier Grundpfeiler einer nicht-räumlichen Urbanität. Die Urbanitätsanalyse stellt die »New Urban Sociology« in einen gesellschaftlichen Zusammenhang, den sie anhand sozialer Investitionen, korporatistischer Politik, regional-zentralstaatlicher Administration und einer Ideologie der Sicherheit sowie des Reichtums beschreibt. Anknüpfend an Raymond E. Pahl (1975) werden die grundsätzlichen Spannungsverhältnisse akteursgerichtet an den städtischen Managern verdeutlicht.

Aspekte des Urbanen haben einen räumlichen wie nicht-räumlichen Wirkungsbereich, wie dies vor allem der Bereich der sozialen Konsumtion verdeutlicht. Das Augenmerk richtet sich hierbei insbesondere auf die Konsumwelt der Stadt (vgl. Castells 1977). Produktionsweisen sind in der Stadt weiterhin wirkungsvoll präsent. Städte stellen für die Reproduktion der Arbeitskräfte das Komplement zum Produktionsprozess dar. Die Konsumseite der Stadt ist in dem Sinne sozial, als sie nicht als kollektive (versus individuelle) verstanden werden darf. Das Adjektiv »sozial« verweist auf die organisierte und funktionelle Weise des urbanen Konsums. Hierzu gehören auch staatliche Alimentationsleistungen oder behördliche Maßnahmen. Räumlich werden soziale Konsumtionen etwa durch die Einrichtung von Kinderspielplätzen, nicht-räumlich ist hingegen die finanzielle Unterstützung der Eltern durch Kindergeld.

Die »tolerante« Haltung des Städters, die Lofland herausgestrichen hatte, entwickelt sich nach Saunders, weil die herrschende Meinung auch Elemente der Alltagserfahrung nicht-konformer Lebensweisen mit einfließen lassen muss, um ihre Dauer und Legitimität garantieren zu können. Mit Saunders' »nicht-räumlicher Stadtsoziologie« wird auf eine Verknüpfung urbanen Verhaltens mit dem konkret geografisch-physischen Ort weitgehend verzichtet (vgl. Dickens 1990). In der darauf folgenden Diskussion hat vor allem der von Harvey (1973) begründete Fokus auf die Krisen der Kapitalakkumulation und die Entwicklung der städtischen baulichen Umwelt einen Gegenpart in der »New Urban Sociology« zu der Urbanitätskonzeption Saunders gespielt, da hier die Verlagerung des Klassenkampfes auf den Raum, vor allem hinsichtlich der Wohnungsfrage, thematisiert wurde.

POSTMODERNE URBANITÄT

Debatten um die Phasen der Stadtentwicklung haben seit Weber (vgl. S. 11) viel Platz in den Fachkontroversen eingenommen. Insbesondere ist die »Moderne« immer wieder als Dreh- und Angelpunkt einer historischen Periodisierung urbaner Entwicklungsphasen benutzt worden. »Moderne« und »Stadt« wurden oftmals als Synonyme verwandt und verloren dabei an begrifflicher Analysefähigkeit. In den letzten 20 Jahren gab es Theoretisierungsansprüche, die sich zu der Verknüpfung von Stadt und Moderne kritisch positioniert haben und einen gewissen epochalen Bruch in der Gesamtperspektive der Gesellschaft thematisieren wollten. Hierfür wurden verschiedene Kennzeichnungen vorgenommen, welche die Stadt als *hyper-*, *super-* oder *postmodern* bezeichnet haben (vgl. Flusty/Dear 1999). Die Berechtigung des Postulats einer neuen Phase der Stadtentwicklung wird davon abhängen, ob die Innovationen der postmodernen die Kontinuitäten der modernen Stadt überwiegen. Können die Städte der 1990er Jahre immer noch mit dem Diskurs über die moderne Stadt beschrieben und erklärt werden?

»Los Angeles School«

Die empirische Grundlage für die Proklamation der postmodernen Stadt und damit einhergehend der postmodernen Stadtforschung bildet Los Angeles. Die kalifornische Metropole wird von der sogenannten »Los Angeles School« als für die postmoderne Stadtentwicklung paradigmatisch betrachtet. Mit ihren Arbeiten wollen sie zeigen, dass »L.A.« nicht die Ausnahme einer ansonsten modernen Stadt, wie sie die »Chicago School« erforscht hat, darstellt. Stattdessen halten die Autoren ihre Befunde als den Hinweis für die weltweite Zukunft des Städtischen. Die theoretische Brücke zwischen den Theorien der Postmoderne und der Urbanitätsforschung bildet hier das Narrativ. Für den französischen Philosophen Lyotard hat das postmoderne Zeitalter mit dem Ende der »Grand Narrations« (Sozialismus, Christentum etc.) angefangen (Lyotard 1986). Die »L.A. School« sieht hier

die Parallele: Während Städte wie Paris ein bestimmtes Narrativ enthalten, lässt sich über Los Angeles kaum noch eine einende Erzählung formulieren.

Für Edward Soja (1989) ist Los Angeles eine dezentrale Metropolis, die durch die Fragmentierungen des Postfordismus gekennzeichnet wird. In Los Angeles finden seines Erachtens sechs Restrukturierungen statt, die aufeinander bezogen sind: *Postfordismus* (Postindustrialisierung), *Cosmopolis* (Globalisierung), *Exopolis* (Städtebau), *Fractal City* (Ethnisches Mosaik), *Carceral Archipelago* (Soziale Polarisierung) und *Sim Cities* (Deterritorialisierung). Diese »Diskurse« besitzen eine Eigenständigkeit, aber auch eine kausale Bezogenheit aufeinander. Obwohl sich Soja zum Fürsprecher eines »Spatial Turns« in den Sozialwissenschaften macht, behält er weitgehend einen *top-down*-Blick auf die Stadt bei. Der intendierte Spagat zwischen dem Anspruch, etwas von der *Kritischen Theorie* retten zu wollen, und der postmodernen Perspektive wird nicht durchgehalten. Ungeklärt bleibt, ob die städtische Geografie tatsächlich postmodern ist oder nur mittels postmoderner Theorie erforscht werden soll. Soja schwankt zwischen dem Bedürfnis einer stringenten Analyse urbaner Entwicklungen und der Einnahme einer nicht-narrativen Perspektive.

Letzteres lässt sich als das Charakteristikum des *postmodernen Urbanitätsdiskurses* schlechthin betrachten. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass insbesondere die Debatte über postmoderne Architektur die Ausgangsbasis für den stadtsoziologischen Postmoderne-Diskurs darstellt. Ted Relph (1987) hatte Ende der 1980er Jahre eine systematische Erforschung von aktuellen Architekturstilen unternommen und war dabei zu der Feststellung gekommen, dass es ein »Recycling« älterer Stile gibt und das Neue darin besteht, diese miteinander zu verbinden. Wenn man weitere sichtbare Veränderung in der Stadtentwicklung mit einbezieht – Gentrifizierungen (Aufwertung von Armutsquartieren durch »Yuppies«), Musealisierung, Architekturmoden, städtische Designstrategien und partizipative Planungsverfahren –, dann scheint die Zeit der »Masterplan«-Moderne für die Stadt vorbei zu sein. Eklektizismus ist das Merkmal der neuen Stadtgestalt.

In der Folge wurde vor allem der städtebauliche Entwicklungsprozess als Basis für eine Debatte über die postmoderne Stadt ge-

nommen. Los Angeles konnte insofern als Paradigma gelten, als hier ein Prozess der Stadtentwicklung abzulesen war, wie er sich in nuce in ganz Amerika und ansatzweise auch in Europa finden ließ. Joel Garreau (1991) rückte mit dem Terminus »Edge City« eine neue Form der Urbanität in den Mittelpunkt des urbanistischen Diskurses: *uptowns* (absorbiert durch das Ausfransen der Stadt), *boomers* (an einem Autobahnkreuz gegründet) und *green-fields* (durch einen *developer* auf der »grünen Wiese« aufgebaut) sind die Orte, an denen die wichtigsten Innovationen des Urbanen stattfinden. Besonderes Interesse wird der politischen Organisation dieser neuen Städte gezollt. Feststellbar ist eine Privatisierung der öffentlichen Anliegen. In den »Edge Cities« herrschen eigene Regeln, die nicht durch demokratische Legitimationsprozesse abgesichert sind. Vielmehr zielen sie auf die Aufgabe der nachbarschaftlichen Integration und fördern die Konzeption von »Privatopia«. Letzteres lässt sich nur unter den Bedingungen von regulierter Kontrolle (Polizei, Verträge) und externer Abschottung (Mauern, Wachdienste) realisieren. Für Mike Davis (1992) stellt die postmoderne Stadt eine post-liberale Stadt dar. Die Fragmentierung des Raumes verhindere das Entstehen von Gemeinschaften, weshalb die Menschen in *theme parks* ihr Heil suchten. Dabei werden leicht vermarktbar und vorgeprägte Orte hergestellt, die Fantasien von einem sorgenfreien, suburbanen Leben ansprechen sollen. Die fehlende Verbundenheit mit der Außenwelt wird durch simulierte Gemeinschaften mittels der Informations- und Kommunikationstechnologien kompensiert und neu gestaltet.

Los Angeles kondensiert viele weltweit beobachtbare Veränderungsprozesse in den Städten. Die Produktion von »Flexcities«, die den Erfordernissen einer post-fordistischen Stadt entsprechen, hat mit Silicon Valley das eindrucksvollste Beispiel einer *Technopolis* geliefert. Die postmoderne Urbanitätstheorie hat die flexible Geografie von Los Angeles in einen Kontext weitergehender gesellschaftlicher Entwicklungen gestellt. Insbesondere der Bezug zur Globalisierung wird anhand der internationalen Migration in die Stadt, dem Einfluss internationaler Investoren und der Transnationalisierung von Produktions- und Dienstleistungsunternehmen hergestellt. Mit Begriffen wie *holsteinization*, *praedato-*

rianism, cybergeoisie, protosurps, memetic contagion, polyanarchy und anderen schillernden Neologismen versuchen die Autoren, den neuen urbanen Prozessen eine Logik zu attestieren. Sie transportieren Erfahrungen, die insgesamt als Befunde dafür gelten sollen, dass eine neue Phase der Stadtentwicklung eingetreten sei. Intendiert ist, dies mit Hilfe der Einzellogiken analog zur »Edge-City«-Urbanisierung auch außerhalb von Los Angeles zu identifizieren und zu vergleichen. In dieser Weise wäre die Ausnahme-position der kalifornischen Situation in ein »Laboratorium« der »Postmetropolis« umzudeuten (Soja 2000). Im Gegensatz zum *cultural turn* verleiht der postmoderne Urbanitätsdiskurs dem kapitalistischen Primat die höchste Priorität. Die Veränderungen in der Arbeitswelt, die IT-Revolution und die Globalisierung haben eine andere kapitalistische Stadt hervorgebracht, in der die Orte flexibilisiert und deren Bewohner durch kulturelle Homogenisierung und neue soziale Trennlinien bedroht werden.

Obwohl es bereits Studien zu einzelnen Themen der »Los Angeles School« gibt, die sich bewusst in das postmoderne Forschungsprogramm einordnen, hat es bis heute keine überzeugenden Ansätze in der europäischen oder asiatischen Stadtsoziologie gegeben, die in theoretischer Reflexion (auf der Grundlage ähnlicher empirischer Befunde) die Brüche des postmodernen Neuen gegenüber der Tradition der alten Moderne postulieren. Ob es eine Tendenz zur postmodernen Urbanität jenseits des L.A.-Modells gibt, bleibt eine offene Frage.

Postfordistische Stadtsoziologie

Wichtiger Bestandteil des postmodernen Urbanitätsverständnisses ist die Beobachtung, dass sich seit den 1980er Jahren ein Transformationsprozess der städtischen Ökonomien abzeichne. Die Geschichte des Automobilkonzerns »Ford« steht dabei als Metapher am Anfang einer Gesellschaftstheorie, die gesellschaftliche Prozesse mit anderen Logiken der ökonomischen Verwertungsprozesse in einen Zusammenhang stellen möchte. Gemäß den »fordistischen« Produktionsprinzipien hat die Fließbandproduktion die Autoherstellung effizienter gemacht, indem auch die

sozialen Vorbedingungen an diese Produktionsweise angepasst wurden. Hierbei hat sich ein Akkumulationsregime entwickelt, das eine gesamtgesellschaftliche Einbettung der fordistischen Produktion erlaubte. Dies geschah durch die Annahme eines Gesamtkonzepts von allgemeinen und speziellen Regulationen, welche die Arbeiterschaft und die hochgradige Arbeitsteilung gesellschaftlich verankerten. Anders als in der neo-marxistischen Dichotomie von Ökonomie und Gesellschaft wird hingegen durch den »Postfordismus« die wechselseitige Evokation der Produktionssphäre, der gesellschaftliche Regulatorien und der institutionellen Umwelt betont. Dabei lassen sich verschiedene Akkumulationsregimes mit unterschiedlichen *mode de régulation* unterscheiden. Die grundsätzliche Bedeutung der postfordistischen Gesellschaftstheorie (*école de la régulation*) beruht in der Analyse des Übergangs vom Regime der Massenproduktion (*Fordismus*) zu einem anderen (*Postfordismus*) (vgl. Amin 2000).

Der Fortschritt der theoretischen Konzeption gegenüber der »New Urban Sociology« liegt in der Betonung der Bedeutung lokaler Zusammenhänge. Die moderne Gesellschaft und mit ihr die moderne Stadt haben kein uniformiertes Aussehen erhalten, sondern sie werden in geschichtliche und räumliche Formgeflechte verwurzelt. In dieser Weise wird die Stabilität des Akkumulationsregimes gewährleistet und reproduziert. Der diagnostizierte Regimewechsel beschränkt sich nicht auf eine Funktionsveränderung der Orte in der Gesellschaft. Mit der postfordistischen Akkumulation vollzieht sich der Übergang von der »Regulation des Raumes« hin zu den »Räumen der Regulation« (Benko/Lipietz 1995).

Im Mittelpunkt der raumbezogenen Arbeiten der frühen Regulationstheorie standen zunächst Raumkonzeptionen, die sich aus der politologischen Dependenztheorie ergaben und ein dualistisches Zentrum-Peripherie-Schema anwandten. Dies geschah mit Bezug auf die unterschiedliche Stellung der Regionen in der Weltökonomie. In den späteren Arbeiten der 1990er Jahre wurde die Kategorie der »Region« beibehalten, allerdings mit einem anderen Akzent. Der »Reichtum« der Regionen liegt nun in der sozial-räumlichen Produktion von Innovationen. Besonderes Interesse fanden solche Räume wie Silicon Valley, das so genannte

»Dritte Italien« und die Großstädte. In späteren Analysen wurde der Erfolg dieser Räume der sich restrukturierenden Ökonomie auf eine lokale Konstellation zurückgeführt, in der sich Konkurrenz-Emulation-Kooperation-Potenziale in ein System hoher Spezialisierung entwickeln können. Die individuellen Fallbeispiele demonstrieren einen generellen Wechsel von der fordistischen Massenproduktion zu einer flexiblen Spezialisierung der Räume, für die der Begriff des »Distrikts« eingeführt wurde (vgl. Piore/Sabel 1984). Die Entwicklung der »sozialen Atmosphäre« der industriellen Distrikte wurde als eine Voraussetzung für das Entstehen innovativer Räume der Regulation angesehen.

Die Regulationstheorie fand in dieser Weise Anschluss an die eher neo-marxistische »California School« der Wirtschaftsgeografie (vgl. Scott 1998). Diese hatte das so genannte »Coase-Williamson-Scott-Paradigma« entwickelt, wonach die wirtschaftliche Raumgestaltung von der Balance zwischen der internen Organisation von Firmen und den Transaktionskosten zwischen Firmen in der vertikalen Wirtschaftsstruktur abhängt. Um Letztere zu verringern, siedeln sich Unternehmen am gleichen Ort an. Die *economies of scale* sind nach dem räumlichen Organisationsprinzip der hierarchischen Integration gestaltet. Das große Autowerk zieht beispielsweise die Zulieferfirmen an. Die *economies of scope* hingegen sind auf die Qualitäten des Ortes angewiesen und Firmenansiedlungen folgen dem Ziel, die vorhandenen Potenziale und Vorteile eines Raumes für ihre eigene Produktionslogik zu nutzen.

Weitere Forschungen relativierten die ersten Annahmen über die quasi umgekehrte Beziehung zwischen Region und Gesellschaft. In einer systematischen Betrachtung kamen Danièle Leborgne und Alain Lipietz (1992) zu der Feststellung, dass es den Übergang zu einer postfordistischen Raumlogik nicht überall gebe. Auch an den Orten der vertikalen Verankerung der Wirtschaft lassen sich nicht immer die Prinzipien des geteilten räumlichen Gebrauchs der lokalen Ressourcen nachweisen und werden weiterhin hierarchische und andere Formen der Kooperation möglich. An jenen exemplarischen Orten, welche die These der postfordistischen Raumkonzeption am eindringlichsten zu belegen schienen, offenbarten nähere Betrachtungen, dass die Sozial-

struktur dieser Räume sich eher in Bezug zu den Firmen entwickelt als in Hinsicht auf eine lokale Loyalität.

Insgesamt haben sich die französischen Regulationstheoretiker skeptisch gezeigt, ob es überhaupt eine definierbare Form postfordistischer Räume gibt. Konzeptionelle Versuche, eine einheitliche Auffassung über den Wandel des Akkumulationsregimes und eine weitergehende Neudefinition der Beziehung von Raum und Gesellschaft zu unternehmen, haben sich oftmals von der Regulationsschule gelöst. Der überwiegende Teil der regulationstheoretischen Forschung hat sich Fragestellungen der *politischen Ökonomie* zugewandt, womit sich auch die Hypothese der »Räume der Regulation« innerhalb der eigenen Forschungsstrategie als marginal erweist. Als Quintessenz lässt sich für die Stadtsoziologie festhalten, dass sich die Postfordismus-Theoretiker in jenen Befunden »vergaloppiert« haben, die augenscheinlich eine weitergehende Reflexion des strukturalistischen Ansatzes, wonach die Gesellschaft die Stadt produziere, erfordern. Gescheitert ist die Regulationstheorie aber auch daran, dass sie die Einbeziehung der Konsumseite der Ökonomie in ihrer eigenen Qualität für die Stadtentwicklung nicht berücksichtigt hat und sie sich im Grunde nur wenig von einem Diktat der Produktion lösen konnte. Es verbleiben Arbeiten, welche die »lokale Dimension« der Regulation beschreiben. Sie thematisieren lokale Unterschiede in der Anpassung an ökonomische Veränderungen auf dem Makro-niveau. Netzwerke und transnationale Unternehmen, Machtverhältnisse und die Regeln der Weltmarktanpassungen vergrößern die Löcher in den »osmotischen Wänden« des Nationalstaates und unterstreichen die Stellung der Städte.

Obwohl die analytische Kraft der »Ford«-Metapher nicht den beabsichtigten qualitativen Richtungswechsel in der Konzeptionalisierung des Raumes bewirkte, hat sich für viele Beobachter städtischen Lebens die Anschaulichkeit des angewandten Bildes als attraktiv herausgestellt. Im Bereich der Stadtplanung hat die Bezeichnung »fordistisch« eine Verwendung gefunden, mit der die effiziente und auf Massenbewohnung zielende Herstellung von Hochhäusern bezeichnet wird (vgl. Stiftung Bauhaus Dessau 1995). Mit einer fordistischen Phase der Stadtentwicklung wird dementsprechend eine Periode bezeichnet, in der ein auf Mas-

senproduktion gerichtetes Unternehmen die Stadtentwicklung dominierte. Insbesondere Formen der Stadtentwicklung, die sich in heute als problematisch erfahrenen Wohngegenden mit Hochhausbau (*Banlieu*, *Bijlmer*, »Platte«, *Ballymun* etc.) darstellen, werden als Produkt einer Übertragung der fordistischen Produktionslogik auf die Privatsphäre des Einzelnen betrachtet.

Ungeachtet der Möglichkeit, dass mit der Analogie zur Produktionssphäre (*Akkumulationsregime*) und auch der sozialen Einbettung (*Regulationsmodus*) städtische Entwicklungen in einem Kontext der gesamtgesellschaftlichen Übergänge diskutiert werden können, dürfte der analytische Gewinn der »postfordistischen« Stadtgesellschaft eingeschränkt bleiben. Wenn man sich mit dem landläufigen Verständnis eines »fordistischen« Städtebaus die Ursprungsmetapher noch nutzbar machen könnte, dann verbleibt weiterhin eine Vorstellung über eine »postfordistische« Periode ohne Konturen. Die prinzipielle Schwierigkeit mit der regulationstheoretischen Konzeption von Städten ist, dass das Verhältnis von Gesellschaft und Raum dualistisch konstruiert wird.

STADT UND KULTUR

Spätestens in den 1990er Jahren wird in vielen stadtsoziologischen Arbeiten die Bemühung erkennbar, einen alternativen Diskursanschluss zu den strukturalistischen Ansätzen zu finden (vgl. Shields 1996). Der Ausgangspunkt dieses Bemühens lässt sich oftmals auf die Frage der »Repräsentation« zurückführen. Nach der Auffassung des *urbanen Strukturalismus* kann man an der Stadt etwas ablesen, dass in sie hineingeschrieben wurde. Neuere Ansätze der Stadtsoziologie problematisieren diesen Abbild-Schematismus und verweisen auf die Bedeutung des Imaginären und Nichtstrukturellen, dem Chaos. Dabei gerät die »Kultur« als Dimension städtischen Lebens in seiner eigenen Qualität verstärkt in das Blickfeld der Stadtsoziologie.

Urban Cultural Turn

Wie bereits Benjamin sich bemühte, die kulturelle Organisation der Stadt nicht als bloße Willkür der Fiktionen zu betrachten und sich »gelehrt« im urbanen Labyrinth zu verirren (vgl. S. 17), so ist der *cultural turn* in der Stadtsoziologie auf der Suche nach Konzepten, mit denen sich die Umrissse der kulturellen Urbanität erkennen lassen. Dabei werden Autoren rezipiert, die auch für den allgemeinen *cultural turn* der Sozialwissenschaften eine große Bedeutung haben. Zweifelsohne hat der *Dekonstruktivismus* eine wichtige Botschaft für die Stadtsoziologie. Die Analyse von Stadtplänen, Datenmaterial und anderen Repräsentationen der Stadt wird ergeben, dass die paradoxalen Elemente des Urbanen ausgeklammert werden und später nur noch als Anomalien auftreten. Die Stadt entlarvt sich somit als eine rationalistische Idee, die entlang dualistischer Denkmuster (Stadt/Land, öffentlich/privat, physisch/sozial etc.) beschrieben wird. Diese symbiotische Beziehung, die Jacques Derrida (1974) als *différance* bezeichnet hat, schließt ambivalente Orte wie »Suburbia«, »Post-Urbia« oder Peripherie aus. Eine *dekonstruktivistische Stadtsoziologie* habe sich nicht damit zu beschäftigen, wie solche Abweichungen und Unstimmigkeiten in ein kohärentes Muster zu pressen sind, sondern müsse sich auf die Frage nach der Herstellung solcher rationalen Denkschemata, etwa durch die Wissenschaft, ausrichten (vgl. Wigley 1993).

Die Herkunft des Dekonstruktivismus aus der Literaturwissenschaft hat in erster Linie den Bezug zu den textlichen Repräsentationen der Stadt vorgegeben. Aus diesem Grunde ergab sich eine längere Debatte, ob sich auch der materielle Charakter der Stadt dekonstruieren lasse. Niemand wird umhin kommen, den großen Einfluss sprachlicher Konstruktionen auf die grundlegenden Vorstellungen über den Raum anzuerkennen (vgl. Werlen 1988). Der dekonstruierte Raum hat, so ließe sich ein vorläufiges Fazit formulieren, eine kommunikative Fundierung. Diese lässt sich in historischen Situationen und zeitlichen Kontexten verorten. Es ist deshalb wichtig, sich eine dekonstruktivistische Stadtsoziologie vorzustellen, die sich nicht ebenfalls in die Dualität von materieller und nicht-materieller Stadt verfängt. Anstelle dessen

soll die Analyse von urbanen Repräsentanten erfolgen, die eine Bedeutung in ihrer dualistischen Bedeutungsopposition (nicht-rural) herstellen und in ihrem Bezug zu einer materiellen Dimension (Architekturstil, Bauform, Material, Volumen etc.) stehen. Die Stadt kreuzt die Linien von Diskursen und Aktionen. Das Leben des Stadtbewohners ist in ihr *eingeschrieben*, dort hinterlässt er seine Spuren (vgl. De Certeau 1988).

Die Bedeutung des *cultural turn* für die Stadtsoziologie ergibt sich aus den Arbeiten, die in der Folge des Dekonstruktivismus die unsichtbaren Dimensionen der Stadtgesellschaft – die fehlenden Frauen auf den öffentlichen Plätzen, die ausgeschlossenen Ausländer in städtischen Institutionen, der zugangsverweigernde Rollstuhlfahrer – thematisieren. Problematisch sind allerdings weitergehende Ansätze, die grundsätzliche Fragen an die Sozialwissenschaften implizieren. Mit Bezug auf die Frage nach dem »Sozialen« in Räumen lässt sich verdeutlichen, dass die urbane Gesellschaft einen einheitlichen Blick auf ›ihre‹ Stadt konstruiert, der eine oder mehrere nicht-harmonisierte Sichtweisen verdrängt. Die Differenzen zwischen den individuellen Perspektiven wird dadurch sichtbar. Gibt es dann aber noch eine Gemeinsamkeit, die sich tiefenhermeneutisch erschließen ließe oder bedeutet die Dekonstruktion die Offenbarung vom »Tod des Sozialen«? Gilles Deleuze und Félix Guattari (1997) haben mit der Beschreibung der Stadt als Körper einen Gegenentwurf zu einer cartesianischen Rationalität begründet, der die analytische Sichtweise auf die einzelnen Körperteile der Stadt überwinden soll. Sie behaupten mehr oder weniger, dass gerade die Differenz der verschiedenen Stadtbewohner eine soziale Interaktion des urbanen Lebens erschließe, weil sie von Emotionalität getragen sei. Für sie gibt es nur das Soziale und das Verlangen. Ihre Kritik richtet sich auf eine Redefinition zwischen dem Erscheinungsbild einer Stadt und die sie produzierenden unsichtbaren Kräfte. Hierbei handelt es sich um einen Konflikt zwischen dem Unsichtbaren und dem Artikulierbaren, in das die libidinösen Triebkräfte des Städtischen nur mit großem Aufwand einbezogen werden. Die Beziehung zwischen den visuellen (gebaute Umwelt) und den palpablen (Interaktionen) Aspekten machen den Reiz des städtischen Körpers aus. Wenn *Sehnsucht* die bestimmende Kraft der urbanen Gesellschaft

ist, inwieweit wird sie dann in der Gestaltung der Stadt berücksichtigt, sublimiert oder unterdrückt? Deleuze und Guattari verdeutlichen den Zusammenhang zwischen dem Verlangen, der sozialen Organisation und der räumlichen Gestaltung am Beispiel des Piratenschiffes, das als männliche Horde über die Weltmeere vagabundiert und auf Eroberung aus ist. Das Schiff ist ein Symbol der Unwilligkeit, sich in einen urbanen Kontext einzugliedern und sich mit den Chiffren des Ortes auszudrücken. Der Staat kann als eine gegensätzliche Figur verstanden werden, die den Einzelnen auf eine Nummer reduziert und dazu zwingt, die rationalen Planungen der städtischen Verwaltungen zu befolgen. Auf der einen Seite (Schiff) steht die Gefangenheit in der Herkunftsgemeinschaft (Nachbarschaft), auf der anderen Seite (Staat) wird das Zusammenleben gemäß den politischen Vorgaben organisiert. Das »Urbane« lebt in dem Spannungsverhältnis dieser beiden »Technologien« und generiert paradoxe Hybriditäten. Ob es der Definition eines Stadtkörpers bedarf und welche Forschungsperspektive sich mit der Betonung der urbanen Libido ergeben, ist sicherlich fraglich. Dennoch wird mit den Ansätzen des *urban cultural turn* etwas zum Ausdruck gebracht, das dem Städtischen auch eindrucksvoll in der Literatur und der Kunst attestiert wird: eine emotionale Sphäre, welche die Paradoxie des Straßenlebens, die Ironien der städtischen Repräsentationen und die Komplexität des urbanen Alltags beinhaltet.

Mit der Hinwendung zu Theorien der Sprach- und Literaturwissenschaften hat die Stadtsoziologie erst begonnen. Oftmals wird der Bezug nur sehr vage beschrieben oder paradigmatisch eingefordert, weil sich die traditionellen Anschlüsse als nicht (mehr) ertragreich für einzelne Forschungsfragen herausstellen. Dabei wird allerdings auch deutlich, dass sich die Stadtsoziologie mit den Implikationen des *descultural turn* auseinander setzen müsste, die weitreichende Revisionen von sozialwissenschaftlichen Kategorien und Arbeitsweisen fordern.

Semiotik des Urbanen

Repräsentationen, die im *cultural turn* thematisiert werden, lassen sich als »Zeichen« verstehen. Als solche wurden sie schon in den 1960er Jahren innerhalb der Semiotik konzipiert. Einige Autoren formulierten auch einen Bezug zum Stadtleben. Stärker als der *cultural turn* greift die Semiotik auf linguistisch-kosmologische Konzepte der Zeichenlehre zurück. Der dualistisch-strukturalistische Ansatz Ferdinand de Saussures (1857-1913) (1931) hat sich dabei als weniger brauchbar als die triadische Konzeption von Charles S. Peirce (1839-1914) (2000) herausgestellt, weil er eine Referenzialität von Zeichen zu ihrer Generierung mit einschließt (vgl. Grange 2000). Von einer »urbanen Semiotik« als einem einheitlichen Diskurs kann nicht gesprochen werden. In der Regel ist dabei ein langer Umweg über eine Theoretisierung der Sozio-semiotik, in der auch einige Autoren stecken bleiben, zu gehen.

Verdienstvoll für den stadtsoziologischen Diskurs ist Francoise Choays (1965) Typologisierung des ideologischen Diskurses über den urbanen Raum. Er weist dem »Urbanen« eine eigene Bedeutung zu und stellt insbesondere die konnotative Ebene der urbanen Semiotik heraus. Die materielle Bedeutungsebene des urbanen Raumes wird aber in seinen Arbeiten ausgespart. Bedeutung gewonnen haben in Städtebau- und Architekturdiskursen die von Kevin Lynch (1965) vorgelegten Analysen von *mental maps*. Sein psychobiologisches Wahrnehmungskonzept, das eine Anpassung des Stadtbewohners an die (bauliche) Umwelt voraussetzt, wie auch seine allgemeinen Annahmen der Bildhaftigkeit als zentrales Element der urbanen Wahrnehmung haben eine weitergehende Beschäftigung mit Lynchs Ansatz in der Stadtsoziologie verhindert. Bilder werden eher als konzeptionelle statt perzeptionelle Stimuli betrachtet. Sie stellen keine Motivation für das Raumverhalten von Menschen dar, weil Bilder sich nicht in einer spezifischen physischen Räumlichkeit verankern lassen (vgl. Pocock/Hudson 1978). Die *mental map*-Methodik der kognitiven Geografen im Gefolge Lynchs unterstellt eine direkte Kausalität von intra-subjektiver Bildproduktion, individualistischem Verhalten und utilitaristischem Entscheidungsmechanismus. Wie Martin Krampen (1979) feststellt, beginnt die soziale Konstruktion

von urbanen Bedeutungsräumen bei der Frage, welches Verhältnis zwischen Bedeutungskonzeption und urbaner Struktur besteht. Hierbei hat sich die *urbane Soziosemiotik* zunächst von der semiotischen Analyse der Architektur inspirieren lassen, wonach sich physische Objekte als funktional und kommunikativ wahrnehmen lassen. Zeichenobjekte bestehen aus einem Bedeutungsvehikel und einer kulturell signifizierten Bedeutung. Durch Konventionen gebunden, tradiert Architektur Bedeutungen. Sie unterliegt dabei sozialen Veränderungsprozessen in der Bedeutungszuschreibung (vgl. Eco 1973).

Roland Barthes (1971) betont, dass urbane Bilder nur undeutlich sein könnten und den andauernden Transformationen durch neue *signifier* ausgeliefert seien. Die Signifikate (Bedeutungen) sind flüchtig, die Signifikanten (Bedeutungsträger) aber bleiben. Die Resistenz urbaner Bedeutungsträger sei als unendlicher metaphorischer Diskurs nur psychoanalytisch fassbar. Die Soziabilität und Erotik der Stadt wird aufgehoben, produziert und ermöglicht die Begegnung mit dem »Anderen«. Barthes lässt in seinen Arbeiten zur urbanen Semiotik unverständlicherweise ideologiekritische Ansätze aus, die sein Frühwerk gekennzeichnet hatten. Diese greift Mark Gottdiener (1986) auf, der das »Bild der Stadt« als ein ideologisches Produkt, Ausdruck von Machtverhältnissen und als Ort der Auseinandersetzung der verschiedenen sozialen Gruppen um die Bedeutungsdefinition von urbanen Zeichen dechiffriert. Demgegenüber erarbeitet Pierre Boudons (1977) urbane Semiotik eine Beziehung zwischen räumlicher Materialität und sozialer Zeichenproduktion auf der Grundlage von Noam Chomskys strukturalistischen Ansätzen (Chomsky 1981). Sein Ziel ist eine deskriptive Analyse der urbanen Sprache. Hierbei handelt es sich eigentlich um einen nicht-semiotischen Ansatz, mit dem Boudon urbane Orte in eine linguistische Analogie stellt. Die nicht-zeichenhaften Prozesse müssten ebenfalls als solche aufgefasst werden. Damit bleibt Boudons Urbanitätsdefinition eine abstrakte Grammatik ohne Konkretisierung durch eine Analyse sozialer Zeichenreproduktionen.

Um die Integration von Produktion und Wahrnehmung urban-semiotischer Zeichenprozesse bemüht sich Raymond Ledrut (1973), der die Stadt als Teil des Modernitätsdiskurses analysiert.

Die Entwicklung der semantischen Potenziale im Bild der modernen Stadt charakterisierten die Stadt mehr als die kommunikativ-relationellen Aspekte zwischen den Zeichenempfängern und -sendern. Ledrut verwendet als Analogie den Text, der aber als ein Pseudo-Text entlarvt wird, wie auch die Stadt als ein Sender auftritt und nur als Pseudo-Sender analysierbar ist. Da Ledrut, im Gegensatz zu Boudon oder Barthes, seine urbane Zeichentheorie nicht von der Semiotik ausgehend entwickelt, sondern sich dieser als Stadtsoziologe nähert, fällt es ihm leichter, nicht-semiotische Prozesse nicht nur in ihrer Existenz, sondern auch als generierende soziale Institutionen – exo-semiotische Systeme (vgl. Lagopoulos 1983) – zu erkennen. Die Stadt, in ihrer asozioologischen Totalität, ist nicht die Bedeutung generierende Entität im Prozess der Modernisierung. Prämodern hat es gemeinschaftliche Zeichenprozesse gegeben, die eine Identität zwischen den Zeichenproduzenten und deren Semantik vermuten lassen – wovon Choay (1965) ausgeht –, wodurch sich Quasi-Intentionen durch Quasi-Sprecher kommunizieren ließen. Im Gegensatz zu Choay weist sich die moderne Stadt bei Ledrut nicht durch eine hypsignifikante Zeichenproduktion gegenüber der hypersignifikanten vormodernen Stadt aus, da soziale Urbanität immer auf Bedeutungskonstruktion angewiesen ist. Vielmehr sind Bedeutungen in urbane Kulturen eingebettet, die sich in der Moderne als Abstraktionen bündeln. In dieser Weise werden die Zeichen von den urbanen Objekten und sozialen Prozessen abstrahiert und konstituieren den Einfluss der Stadt und ihre ökonomische Dominanz. Um die Stadt verstehen zu können, muss man auch ihre Ruhe hören können, die den tönenden, nach Bedeutung ringenden Signifikaten entgegentritt. Die Zeichenwelten der städtischen Mittelklasse stehen in ihren funktionalistischen Diskursen den hedonistischen der Arbeiterklasse gegenüber, womit sich in der Distanz zwischen beiden konzeptionellen Modellen die urbane *Alienation* messen lässt. Alexandros Lagopolous (1983) arbeitete in seinen späteren Schriften die semiotisch-kulturellen gegenüber den nicht-zeichenhaften sozialen Prozessen in der Gestalt auf, dass beide Sphären als sich wechselseitig beeinflussend zu verstehen sind, wobei die urbane Semiotik eine relative Autonomie genießt. Während die Zeichenproduktion als solche an den ge-

sellschaftlichen Produktionsprozessen ausgerichtet bleibt, richtet sich die stadtkulturelle Zeichenwelt nach den dort generierten Transformationsregeln. Unterschiedliche urbane Regime haben deshalb verschiedene stadtkulturelle Zeichenkonstellationen zur Folge.

Gottdieners (1994) innovative Konzeptionalisierung besteht darin, dass er den Prozess der Metropolenbildung an den Anfangspunkt seiner Urbanitätskonzeption stellt und diesen als einen Urbanisierungsprozess versteht. Anknüpfend an strukturalistische Ansätze fokussiert er in seinen Arbeiten die multinukleare und metropolitane Region, die durch lokale wie globale Kräfte der Politik und Wirtschaft beeinflusst wird. Als »meaningful places« (ebd.: 17) stellen Orte zugleich Bezugspunkte sozialer Interaktion und materielle Objekte einer baulichen Umwelt dar. Der Raum als solcher erhält eine eigenständige Bedeutung in der sozial-räumlichen Betrachtung. Urbanität versteht Gottdiener als eine mit Bezug auf den geografischen Radius bezogene regionale Räumlichkeit. Städtisches Leben kennzeichnet sich, in Anlehnung an Wirths Definition, durch die »concentrated nature of metropolitan space« (ebd.: 203). Hierzu gehören die sozialen Probleme des urbanen Lebens wie Rassismus, Armut, Verbrechen, Drogen, Finanzprobleme, Bildungs- und Infrastrukturprobleme, Ungleichheiten des Wohnens und Obdachlosigkeit. In seinem Versuch, eine neue Theorie der Urbanität zu entwickeln, beginnt Gottdiener mit der Behauptung, es mache mehr Sinn, nicht nach einem »urbanen Lebensstil« zu suchen, sondern soziale Unterschiede als lokalisierbare Unterschiede der Region zu thematisieren. Die jeweilige Qualität des Ortes konditioniert die Möglichkeiten für distinkte Lebensstile. Neben dem Einfluss von Örtlichkeit auf das Raumverhalten der Menschen ist zu bedenken, dass diese wiederum ihrerseits den Ort interpretieren und ihm eine Bedeutung geben. Die Semiotik physischer Orte, von Verkehr oder Geräuschkulissen generiert durch ihre Funktionalität Bedeutungen. Die räumlichen Arrangements des Städtebaus dienen in erster Linie zu unserer Orientierung und geben Verhaltensmöglichkeiten vor. Mit den von Einzelobjekten ausgehenden Zeichenfunktionen werden Ordnung und Vertrautheit geschaffen. Eine *shopping mall* erreiche dies durch die Benutzung von Symbo-

len und Zeichen, die als *counterpart* der sozialräumlichen Phantasien der niedrig-verdichteten »Suburbia« den »Wiedererkennungseffekt« im baulichen Umfeld integrieren (ebd.: 81ff.). Große Parkplätze mit blanken Außenfassaden schaffen eine Orientierungshilfe gemäß dem Prinzip »For Shopping Enter Here«. Nach dieser »Introversion«, der Einführung in ein sozial-räumlich jeweils spezifisches semiotisches Setting, folgen im Inneren Thematisierungen, die in der Regel eine Rekonvertierung urbaner Bilder betreiben. »Urbanität« wird inszeniert. Die semiotische Welt der *shopping malls* produziert weitere Räume durch Ausdifferenzierung. Symbole von Geschäften evozieren Bilder, die mit Landschaften aus der Werbung assoziiert werden. Erlernt werden semiotische *Settings* in verschiedenen sozial-räumlichen Konstitutionen, in denen urbanes Leben jeweils eine eigene Form erhält. Hierzu lassen sich insbesondere die Nachbarschaft und die *community* anführen. Dort organisiert sich urbanes Leben als ein besonderes Geflecht (integral, parochial, diffus, transitorisch, anomisch) von Identität (Verbundenheit mit dem Ort und den Nachbarn), Interaktionen (Anzahl und Qualität der nachbarschaftlichen Beziehungen) und Netzwerken (Verbindungen innerhalb und außerhalb). Diese generieren ihre eigenen semiotischen Settings.

Lebensstile

Schon Simmel und Weber hatten sich bemüht, die Art und Weise der Lebensgestaltung des Einzelnen als einen gesellschaftlichen Prozess zu verstehen. An dieser Stelle tritt eine sozialwissenschaftliche Dimension in die Analyse städtischen Lebens, die sich zur Frage der »Kultur« positionieren muss. Obwohl viele Lebensstil-Umfragen explizit die Stadt erwähnen, wird diese oftmals nur als Untersuchungsort charakterisiert. In der Regel wird eine strukturalistische Kausalität zwischen Lebensstil und räumlicher Bevölkerungsverteilung beschrieben, die der Verschiedenheit der Städte nicht gerecht wird.

Pierre Bourdieu hat jenseits von »individualistischen« und »strukturellen« Komponenten des Lebensstils einen Ausweg über

die Erforschung der Kultur gesucht: Der *kulturelle Geschmack* bemüht sich im sozialen Feld um Anerkennung. Soziale Klassen tendieren dazu, ihre speziellen kulturellen Lebensformen zu legitimieren, weil Anerkennung eine begrenzte Ressource ist. Die gesellschaftlichen Legitimationsinstitutionen dienen dabei als Waffe der Konkurrenz. Wer sie sich seinen eigenen Lebensstil ähnlich gestalten kann, erkämpft sich Vorteile. Diese sind für die Verteilung von Erwerbschancen, Einfluss oder Prestige entscheidend. Wie für Simmel sind für Bourdieu (1992: 138) die »unsichtbaren Beziehungen« zwischen den Menschen am wichtigsten. Er konstruiert seine Soziabilitätshypothesen auf der Grundlage einer »reflexiven Anthropologie«, die sich von einer mimetischen Nachahmung von Handlungsweisen als Ausgangspunkt menschlichen Lernens leiten lässt und über Zeit- und Raumstrukturen verinnerlicht wird. Es geht deshalb nicht nur um alloкатive Machtverhältnisse, sondern um die Vorherrschaft über die Weltdeutung, die symbolisch ausgetragen und politisch institutionalisiert wird sowie die Gestaltungsräume bestimmt, in denen der Einzelne sehen und glauben lernt (vgl. Bourdieu 1999). Wahrnehmen und Denken wird über kollektiv verbindliche Klassifikationsschemata integriert, die als selbstverständlich empfundene Regeln des Zusammenlebens konfigurieren. Bourdieu bezeichnet diese »natürlichen Einrichtungen«, die Kontinuität über lange Zeiträume sichern, wie die Familie, als »doxa«. An einem Umschlagpunkt von Sozialisation und Anthropologie konstruieren sie eine »zweite Natur«. Mit der Vermittlung von Sicherheit in der Wahrnehmung vermittelt die *doxa* aber auch ein limitiertes Erkenntnisfeld, weshalb es zu fehlerhaften Repräsentationen, zur *allodoxia*, kommt. Dies geschieht insbesondere bei der Anwendung der *doxa* außerhalb der eigenen Lebenswelt. *Paradoxal* wird die Lebensführung, wenn der Einzelne mit einem persönlichen Anliegen auf eine breite gleichgesinnte Individualisierung trifft, etwa im Massentourismus. Für Bourdieu ist aber nicht nur die Fehlerhaftigkeit der *doxa*, sondern auch ihre Ausdifferenzierung in eine orthodoxe und konträr heterodoxe Lebenswelt wichtig, die eine *Soziodizee* entwickelt, mit der auf der Meinungsebene der jeweilige Lebensstil gerechtfertigt wird. Damit wird evaluativ und expressiv eine Normzustimmung produziert. Dies findet in erster

Linie in der Ästhetisierung und Kulturalisierung der gesellschaftlichen Differenzierung statt, womit die Geschmacksfrage, die vertikale Klassifikationen des Lebensstils hervorbringt, ihre Einbettung in die horizontale Sozialstrukturanalyse betreibt (vgl. H.-P. Müller 1992: 351). Auf diese Weise gelingt es der Bourdieu'schen »Theorie der feinen Unterschiede« (Bourdieu 1982), die Kultursociologie in eine Gesellschaftstheorie einzubinden, die mit Weber die Rationalisierung der Lebenswelt als Kern gesellschaftlicher Ausdifferenzierung auffasst. Soziale Entwicklungslinien von symbolischen Kulturen führen nicht zu einer Einebnung sozialer Differenzierung, sondern kartografisieren sie im sozialen Feld auf der horizontalen Achse. Über die Lebensstile werden durch eine Bewertung von Kompetenz und Performanz Statuszuweisungen organisiert, die durch Scham und Unterlegenheitsgefühle die Anerkennung jener reguliert, die dem legitimierte Lebensstil unähnlich sind (vgl. Neckel 1991). Gesellschaftliche Strukturen definieren sich durch ihre relationalen Beziehungen. Die Relationen bilden sich im sozialen Raum ab. Hierfür verwendet Bourdieu die Metapher vom *kulturellen Kapital*, den kulturellen Kompetenzen des Einzelnen. Dieses fließt in die Positionsbestimmung zwischen soziostruktureller und -kultureller Ebene in Form der Habitusbeschreibung ein. Der *Habitus* lässt sich in der individuellen Praxis als gesellschaftlicher Lebensstil fassen. Der Kapitalbegriff ermöglicht die Beschreibung eines Umwandlungsprozesses von individuellen Eigenschaften (*kulturelles Kapital*) in soziale Netzwerke (*soziales Kapital*) zu *ökonomischem Kapital*. Letzterem – in Form von Vermögen, Besitz, Geld, Einkommen, Ersparnissen usw. – kommt bei der Anordnung im sozialen Raum die Schlüsselrolle zu. Durch Arbeit werfen die einzelnen Kapitalarten Profit ab, der wieder investiert und akkumuliert werden kann. Das Zusammenwirken der verschiedenen Kapitalformen erstreckt sich auf verschiedene gesellschaftliche Ebenen, wobei dem *Sozialkapital* eine Multiplikationsfunktion zukommt, da sich hier die sozialen Netzwerke über die Anerkennung von Gruppenzugehörigkeit organisieren. Es schließt sich eine Ebene des *symbolischen Kapitals* an, die wahrgenommene und legitimierte Formen der anderen Kapitalformen zum Ausdruck bringt (Bourdieu 1985). Bourdieus Analyse des sozialen Raumes lässt sich deshalb

als ein semiotisches Vorgehen verstehen, da es von der Verdoppelung der Sozialstruktur durch deren Symbolisierung ausgeht, womit sich Symbole als *kulturelles Kapital*, das die Entzifferung von Symbolwelten ermöglicht, reproduzieren (vgl. Hepp 2000). Symbole bedeuten für Bourdieu eingeschränkte Zeichen der Unterscheidung. Sie werden sozial als Repräsentation gesellschaftlicher Unterschiede konzipiert und zum Analysegegenstand der symbolischen Beziehungen. Hierbei sind die Beziehungsverhältnisse als Machtfelder zu verstehen. Das *symbolische Kapital* ist an das *ökonomische* gekoppelt und diesem gegenüber sekundär. Das Hauptaugenmerk Bourdieus richtet sich auf das *kulturelle Kapital*. Insofern es sich objektiviert, lässt sich dieses als Gegenstände des Kulturgebrauches erkennen oder institutionalisiert sich durch Bildungseinrichtungen, womit die Konvertierung in *ökonomisches Kapital* ermöglicht wird. Im sozialen Feld bestimmt zunächst das Volumen an *Kulturkapital* die Stellung des Einzelnen, die durch Be- oder Entwertungsentwicklungen einzelner Kapitalformen zu Auf- oder Abstiegen verändert wird (vgl. Joppke 1986). Mit dem persönlichen Habitus ergibt sich eine aktive Gestaltungsfreiheit des Verhältnisses zwischen der Position im sozialen Feld und der eigenen Lebensführung. Die Betonung liegt auf der Gemeinsamkeit der individuellen Habitusformen, die sich gesellschaftlich als *Klassenhabitus* ergeben und beschreiben lassen. Ähnliche bewusste und unbewusste Handlungsmuster, kognitive Wahrnehmungsweisen und individuelle Lebensentwürfe stellen einen Habitus dar, der aufgrund ähnlich homogener Lebensbedingungen dispositiv erzeugt wird. Lebensstile sind der symbolische Ausdruck des Klassenhabitus, der auf den sozialen Raum zurückwirkt und die Klassenzugehörigkeit reproduziert (vgl. Passeron 1986). Die Ausdifferenzierung der Lebensstile entspricht der Entwicklung des Klassenhabitus und ist deshalb auf eine herrschaftliche Definition der Positionen im sozialen Raum ausgerichtet. Mit einer relational generierten Sozialstrukturanalyse lassen sich die Besonderheiten des jeweiligen sozialen Feldes erkennen. Mit Bourdieu Lebensstilforschung zu betreiben, bedeutet deshalb, sich vor »blinder Verständlichkeit« zu schützen und »sich auf Kopfschmerzen einzulassen« (Fröhlich 1994: 31f.). Doch dieser

Relationismus ermöglicht es, mit den so genannten »Ortseffekten« auch eine geografisch-physische Räumlichkeit einzubeziehen (vgl. Bourdieu et al. 1997). Neben verschiedenen Forschungen, die sich mit der Ortspartikularität in der Weise auseinander setzen, dass sich konkrete Sozialräume mittels der Habituskonzeption untersuchen lassen (vgl. Harker et al. 1990), hat vor allem die Weiterentwicklung des Bourdieu'schen Ortseffekt-Ansatzes in der Form des »local social space« gezeigt, dass sich einzelne Orte in ihrer jeweiligen spezifischen Sozialraumkonstellation beschreiben und mit dem Habituskonzept analysieren lassen (vgl. Rosenlund 1996).

Eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Thema »Lebensstile und Raum« hat vor allem der Sammelband von Jens Dangschat und Jörg Blasius »Lebensstile in den Städten« (1994) angestoßen. Für die »großstädtischen Gesellschaften« stellen sie die Frage, wie die stadtsoziologischen Diskussionen über den Postfordismus in die Lebensstil-Debatte einbezogen werden können. Sie begründen die Verknüpfung beider Diskurse durch die Neubewertung des Dichtefaktors sowie der Heterogenität als Merkmale von Urbanität, mit der sich nun durch die Lebensstilforschung ein Raum von Distinktionsbemühungen ergebe. Der städtische Raum sei der Ort, an dem sich soziale Distinktionen symbolisieren, »verdichten« und konfliktreich ergeben. Abstrahiert von der Raumbezogenheit urbaner Lebensstile wird folglich die Bedeutung für die Analyse von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen erläutert. Ronald Hitzler (1994) geht von Bourdieus Distinktionskämpfen im sozialen Raum aus und analysiert sie im engeren Sinne als politische Auseinandersetzungen um Vorherrschaft. Großstädte werden so zu »Nahkampfstätten« und »Schauplätzen« von ideologisierten Kämpfen um die Raumnutzung. Verstanden als fortschreitende Radikalisierung der Moderne in politisch-kultureller Hinsicht werden neue Ordnungsräume privatistisch geschaffen. Dies wirkt sich im Kampf um politisches Kapital als politische Subversion aus. Die Kapital-Metaphorik Bourdieus fortsetzend, unterscheidet Dangschat (1994) *Situationsrenditen*, die durch Nähe zu erwünschten Personen bzw. Abstand von diesen erzielt werden, *Okkupationsrenditen*, die durch

die Quantität des Wohnraumes etc. erreichbar seien, und *Positionsprofite*, die mit symbolischen Raumbezügen etwa durch die Architektur produziert werden.

GENDERING THE CITY

In der Stadtforschung wurde schon sehr früh festgestellt, dass es eine besondere Grenze gibt, die sich durch die Geschlechterperspektive auf den städtischen Raum ergibt. Obwohl es viele Studien über die besonderen Bedürfnisse von Frauen in Bezug auf die Gestaltung der Stadt gab, kam eine weitergehende theoretische Reflexion erst ab den 1980er Jahren in Gang. Dies hat damit zu tun, dass sich feministische Studien als ein wichtiger sozialwissenschaftlicher Forschungsbereich etablieren konnten. Zunächst wurde konstatiert, dass Männer und Frauen unterschiedliche Anforderungen an die städtische Umwelt stellen und diese Unterschiede durch Ungleichheiten hervorgebracht werden. Der Begriff »gender« wird in der Stadtforschung verwendet, weil die unterschiedlichen Raumwahrnehmungen nicht als essenzialistisch (»natürlich«) verstanden werden. Vielmehr stellen sie in erster Linie gesellschaftlich und räumlich konstruierte Unterschiede dar, die sich auch verändern lassen.

Methodisch hat sich die *feministische Stadtforschung* zunächst von einem geografischen Ausgangspunkt leiten lassen. Hierbei wurde beobachtet, dass sich die *gender*-Ungleichheiten nicht als statische sondern reziproke Beziehungen zwischen Männer/Frauen und der Stadt abbilden. Männer und Frauen erzeugen, reproduzieren und verändern *gender*-Beziehungen in ihrer räumlichen Umwelt (vgl. Little et al. 1988). Die Raum-*gender*-Beziehungen unterliegen der Grammatik der sozialen Ungleichheiten und der Macht. Durch die Verbundenheit mit räumlichen Einheiten ergeben sich von daher für Männer und Frauen »bounded places«, die besondere Identitätskonzepte hervorrufen. Ein Großteil der *gender studies* der Stadtforschung bezieht sich auf die Frage, in welcher Weise und mit welcher Begründung Frauen ihre Identität in bestimmten Räumen zum Ausdruck bringen. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit auf die strukturelle Verknüpfung

zwischen der physischen Stadt und sozioökonomischen Praktiken. In städtebaulicher Hinsicht erlangen die *gender studies* große Wichtigkeit, weil sie eine nicht-sexistische Stadt einfordern, die aktuellen Veränderungen in den *gender*-Beziehungen Rechnung trägt. Stadtplanung wird als eine der Institutionen betrachtet, die *gender*-Asymmetrien widerspiegeln und die Erwartungen an das *gender*-bezogene Raumverhalten vorwegnehmen. In dieser Weise formulieren städtische Institutionen eine Beurteilung über das »normale« Verhalten von Männern und Frauen (vgl. Garber/Turner 1995).

Das Konzept der »bounded places« wurde über den politisch-institutionellen Bezug hinaus entwickelt. Dabei hat es einen Paradigmenwechsel gegeben. Raumgebundenheit wird nicht mehr nur negativ eingeschätzt. Frauen nutzen ihren Aktionsraum auch, um Enklaven der Unterstützung und der Anerkennung zu konstituieren. Diese können eine psychologische Reserve darstellen, mit der eine Grenze gegenüber Nicht-Vertrautem gezogen und somit Sicherheit hergestellt wird. Frauen überschreiten aber auch die engen Grenzen der sicheren Räume und begleiten Männer in deren Räume, betreten auch die für sie nicht gedachten Orte und kreieren neue und alternative Plätze. Dabei erfahren sie sich als bewegende und veränderliche Personen, die widersprüchliche Raumstrukturen in ihrer Identität verbinden. Nicht-institutionelle Gebundenheit lässt sich durch eine gewisse Unsichtbarkeit erreichen, mit der sich der Einzelne nicht als Mitglied einer bestimmten Gruppe »outen« muss. Die Stadt scheint dazu aufgrund ihrer Diversität für das *crossover* in andere Identitätsräume besondere Gelegenheiten zu bieten. Die Unsichtbarkeit des Einzelnen ermöglicht aber nicht unbedingt die Konstruktion einer vielseitigen persönlichen Identität, weil in der städtischen Anonymität die Unterschiede zwischen den verschiedenen sozialen, politischen, kulturellen und sexuellen Gruppen nicht wahrgenommen werden. In der aktuellen Stadtentwicklung entstehen Räume, in denen diese Unterschiede sichtbar werden. Hinter der Konzeption der Stadt als Ort der universalistischen Toleranz, an dem alle Unterschiede negiert werden, steht eher ein normatives als ein empirisches Konzept. Die Innenperspektive der einzelnen Orte der Identitätsdifferenz (Frauen, ethnische Minoritäten, Homosexuelle

etc.) zeigt vielmehr, dass diese viel stärker integrativ wirken als die Orte der *Mainstream*-Identität (vgl. Di Stefano 1990). Damit rücken durch die *gender studies* auch andere Differenzen in der Stadt in die Forschungsperspektive. Wie afroamerikanische Feministen betont haben, stellen die *gender*-Differenzen nicht ein hierarchisches System der Ursachen dar, mit der die unterschiedlichen Klassifikationen (*race*, Klasse, *gender*) miteinander in Beziehung stehen. Stattdessen steht nun die Annahme einer multiplen Identität sowie die unterschiedlichen Verbindungen zwischen diesen Klassifikationen im Vordergrund erweiterter *gender studies*. Patricia Hill Collins (2000) unterscheidet drei Felder, in denen Frauen durch einen dominanten Identitätsraum in ihren Erfahrungen geprägt werden: die *persönliche Biografie*; die *Gruppenebene* und ihr kultureller Kontext, der durch Rasse, Klasse, *gender*, Ethnizität und Sexualität gekennzeichnet wird, und die *Systemebene* der sozialen Institutionen. Damit weicht Collins von der bis dahin weitverbreiteten Form der Analyse ab, eine primäre Repressionsform zu identifizieren, die andere Ebenen der Unterdrückung unterordnet. Zugleich erschwert die Einbeziehung so vieler verschiedener Ebenen der multiplen Identitäten die Erforschung bestimmter *gender*- und *othering*-Strategien sowie den alltagspraktischen Umgang damit. Aus diesem Grunde haben viele Arbeiten der letzten Jahre die Frage nach den Bedeutungen verschiedener Identitätskonstrukte für das Individuum gestellt. Die Erforschung der Alltagspraxis, der Relationsgeflechte und Narrative einzelner Frauen birgt allerdings einen erheblichen Nachteil, da zwischen dem Wissen der Frauen und der Vielzahl der tatsächlich gelebten Räume ein wichtiger Unterschied besteht. In kritischer Weise wird diese Differenz von jenen Frauen reflektiert, die dazu das kulturelle Vermögen besitzen. Dies geschieht allerdings nicht ohne Bezug zu Referenzquellen, weswegen kritische Raumreflexion mit der Frage nach der Einbettung in Diskurse einhergeht (vgl. Subban/Young 2000).

DIE STADT ALS DISKURS

Diskursanalyse wird mit Bezug zu vielen einzelnen Themen des städtischen Lebens betrieben. Dabei wird im Allgemeinen mehr oder weniger eine Analyse des Diskurses über eine bestimmte Problematik ausgeführt. Eine anspruchsvollere Programmatik ergibt sich aus der Intention, die Stadt im Sinne Michel Foucaults (1994) als Diskurs zu betrachten.

Ausgangspunkt einer stadtsoziologischen Analyse ist die Annahme, dass Diskurse gestaltungsmächtig eingebettet sind. Sie wirken *gouvernemental*. Im Vordergrund steht keine Analyse einer bestimmten Politik oder Praxis, sondern die der *spezifischen Rationalität*, die es der politischen Praxis ermöglicht, ihre unterschiedlichen Gegenstandsbereiche zu ordnen. Nur ansatzweise kann darauf verwiesen werden, in welcher Weise einzelne Diskurse die Rationalisierung von Politikpraxen ermöglichen. Die Analyse der *Gouvernementalität* will vielmehr die innerdiskursiven Diskrepanzen und ihre verschiedenen Nominalisierungen ausarbeiten. Aus diesem Grunde versteht sich die Reflexion der Diskurse als eine Analyse des *régime de rationalité* (ebd.: 30). Die politische Praxis des Regierens (*gouverner*) geht mit den Diskursen (*mentalité*) eine semantische Symbiose ein, die es nicht mehr erlaubt, sie lediglich als Diskurse zu bezeichnen. Vielmehr werden sie von den Intentionen des Regierens formatiert und kategorisiert. Diese Macht-Wissens-Komplexe werden als Politik verstanden. Im Sinne Foucaults wird dann eine genealogische Diskursanalyse betrieben, wenn politische Rationalitäten nicht als Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Plan, sondern als bereits in der jeweiligen Diskurspolitik notwendigerweise brüchig und widersprüchlich verstanden werden (vgl. Foucault 2000). Die Aufgabe einer *gouvernementalistischen Stadtforschung* besteht demzufolge in dem Aufzeigen der internen Grenzen, Antagonismen und Friktionen, die ein Scheitern der jeweiligen Politiken zwangsläufig macht.

Für Foucault ergibt sich die Möglichkeit, in Räumen Differenzen und Utopien aufzufinden. Mit dem Begriff der »Heterotopias« hat er zum Ausdruck bringen wollen, dass Räume als offen für Verschiedenartigkeit und für Projektionen zu betrachten sind.

Sie stellen den Kontext für individuelle und gesellschaftliche Praktiken, Lebensformen, Kulturmuster, Wissen, Macht und Herrschaftsstrukturen dar (vgl. Hamedinger 1998: 204f.). Diese Orte werden als Außenräume verstanden, die »wirklich« sind und als eine Art realisierte Utopien in die Gesellschaft eingebaut wurden. Sie befinden sich außerhalb aller Orte und dennoch sind sie tatsächlich auffindbar. Foucaults *Heterotopias* sind in einem Zusammenhang mit seinem (späterem) Ansatz des *Gegendiskurses* zu betrachten. Sie sind Orte des widerständigen Lebens. Doch Foucault will keine Räume dekonstruieren. Er versucht seine Raumanalysen integrativ zu betreiben. Den Raum betrachtet Foucault als den Forschungsort, an dem Wissen und Macht zusammenfließen. Auftrag der Stadtforschung wäre es dann, eine »Archäologie« des Wissens zu betreiben, um eine Kritik an Institutionen zu formulieren. Ziel ist die Demaskierung der unsichtbaren Mechanismen der Gewalt, die mit solchen Raum-Macht-Wissens-Komplexen etabliert werden (vgl. Rabinow 1984). In der Stadt haben sich, historisch gesehen, bestimmte Territorialisierungen ergeben, die vielfältige Linien politischer Organisation und Intervention als herausragenden *modus vivendi* der meisten Staaten seit dem 19. Jahrhundert ergeben. Wie Nicolas Rose (2000) verdeutlicht hat, sind hierfür die Mentalitäten und Strategien des Regierens entscheidend gewesen, die durch den Aufbau von »Gemeinschaften« mit territorialem Bezug realisiert wurden. Nachbarschaften und ihre Institutionen dienen als Technologien der *Mikro-Gouvernementalität*. Dabei werden tiefgreifende Strukturierungen hervorgebracht, die sich vor allem auch auf eine Wissensproduktion orientieren, bei der das gemeinschaftliche Leben als ein soziales Ideal propagiert wird. Mit Verweis auf die Komunitarismus-Debatten stellt Rose dar, wie sich durch das *community*-Konzept der Sozialwissenschaften politische Macht und soziale Potenziale aktivieren lassen. In diesen Gemeinschaften findet eine Individualisierung der Loyalität statt. Die Partizipation des Einzelnen wird verpflichtend und moralisch eingefordert. Dies funktioniert allerdings nur in der Umgrenzung eines bestimmten Netzwerkes (Familie, lokale Verankerung, thematische Organisationen wie Tier- oder Umweltschutz etc.). Diese stellen Projekte der politischen Identifikation dar, mit dem das Individu-

um sich als Teil einer *community* zu definieren hat. Für diese Projektpolitiken ist eine Institutionalisierung von Symbolen, Narrativen und Techniken der Selbstregierung nötig. Die übergeordnete *governance* ist der Diskurs der Sicherheit und der Gefahrenabwehr (vgl. Simon 2000). Dazu gehört die Konzeption der umzäunten Stadt. Die kommunitaristische »community«-Konzeption geht hierbei eine Allianz mit dem neoliberalen Sicherheitsethos ein, der individuelle Wahl, eigenverantwortliches Handeln und Herrschaft zusammenführt. »Community« bedeutet in diesem Zusammenhang nicht nur das selbstorganisierte oder durch Verträge eingerichtete Stadtviertel. Das Territorium ist in eine besondere Form des Regierens eingewoben. In dieser Weise endet das abstrakte, über National- bzw. Wohlfahrtsstaaten organisierte »Soziale«. Die nationalstaatliche und räumlich-entfremdete Regierungsform des Sozialstaates wird durch eine *community*-bildende und territorialisierte *identity policy* abgelöst. Die Konsequenz des Wechsels der Regierungsformen bedeutet eine Reorganisation des einheitlichen Raums des Sozialen. Außerhalb der *community* gibt es keine Hilfe. Notwendig werden dann neue Herrschaftstechnologien gegenüber all denjenigen, die ausgeschlossen und marginalisiert werden. Neue Räume einer *panoptischen Herrschaft* entstehen, für die heruntergekommene Sozialwohnungen, überfüllte Gefängnisse, Obdachlosencontainer, Asylanenschiffe und andere Raumformen eingeführt werden. In den Mikro-Machträumen entstehen zugleich aber auch wilde Räume, die eine gewisse Eigenständigkeit erobern können.

Mit Foucault ergibt sich eine Stadtsoziologie, die sich um die Frage der Rolle der Macht und des Wissens in der Steuerung der Stadt bemüht. Sie formuliert Regime der Technologien, die eine Regierung der Stadt jenseits der formalen Herrschaftsformen durchsetzen. Um die implizite Logik der Regimepraktiken zu erforschen, sollen die charakteristischen Formen der Sichtbarkeit und Wahrnehmungsgeografien untersucht werden, die sich an bestimmten Orten und ihren Milieus manifestieren. Die subjektiven Sichtweisen sollen als intentional verstanden und nach der Integration in das vorhandene Vokabular und den Produktionsweisen von Wissensbeständen analysiert werden. Ziel ist die Identifikation bestimmter Rationalitäten der städtischen Gouver-

nementalität und ihrer Technologien. Anhand einer Fallstudie über Toronto konnte Engin F. Isin (2000) verdeutlichen, dass es einen strukturellen Wandel der Raum-Macht-Verhältnisse gegeben hat, der durch einen generellen Politikwechsel zu neoliberalen Formen der Herrschaft verursacht wurde. Die moderne Stadt mit ihrer Integration von städtischer Politik und territorialer Räumlichkeit mutierte zu einer Stadt der fragmentierten Räume, in denen die städtische Politikstruktur nur noch als ein Akteur unter vielen aufzufinden ist. Obdachlose, Kriminelle, Arme, Jugendliche und andere marginalisierte Gruppen werden in unserer Wahrnehmung und unserem Denken diskursiv als Gefahr beherrschbar. Die neue urbane Grammatik sucht aber noch nach einem *Gegendiskurs* und ihren Heterotopien.